

Gilles Marchand, Donald Trump, Adolf Ogi, Manuel Stahlberger, Gilmore Girls

DIE WELTWOCHEN

Nummer 47 – 24. November 2016 – 84. Jahrgang –
Fr. 8,50 (inkl. MwSt.) – Euro 6,90

Beziehungen
**Jesus,
der erste
Single**

Sozialhilfe
**Der frechste
Asylbewerber der
Schweiz**

Volksentscheid
**Ständerat will
Ausländervorrang**

Gewerkschaften
**Unia beutet
Mitarbeiter aus**

«Sexismus»
**Frauen gegen
Frauen**



Das Terrornetzwerk der Schweizer Islamisten

Wie sich die Fanatiker ausbreiten. *Von Kurt Pelda*



LA

MADE OF LUCERNE

KE



MANERO FLYBACK
AUTOMATIK | ROTGOLD 18 K



CARL F. BUCHERER

LUCERNE 1888

Recherchieren im Salafistenmilieu ist keine einfache Sache für einen «Ungläubigen». Es handelt sich um eine in sich geschlossene Szene, ein System, das für Aussenstehende fast nicht zu knacken ist. Manchmal dauert es Monate, bis der Rechercheur eine Person identifizieren kann, die beispielsweise an einem Stand der umstrittenen Aktion «Lies!» Korane verteilt. Mit viel Geduld kommt am Ende manchmal dennoch Erstaunliches heraus – das zeigt die jüngste Recherche von Kurt Pelda. So sind die Salafisten des Islamischen Zentralrats Schweiz (IZRS) personell viel enger mit den «Lies!»-Verteilern verflochten als bisher angenommen. Und auch wenn sich der Zentralrat – durchaus glaubwürdig – von den Terrorakten des Islamischen Staats (IS) distanziert, gibt es im Zentralorgan der hiesigen Salafisten doch beängstigende Sympathien für die syrische Nusra-Front und andere Ableger der Terrororganisation al-Qaida. **Seite 18**

Im Frühling 2015 schrieb Redaktor Alex Baur eine Titelgeschichte über die mafiosen Methoden, mit denen Unia-Gewerkschaftsboss Roman Burger den Gipsereiunternehmer Kurt Goger zusammen mit dessen Konkurrenten aus dem Markt geworfen hatte. Schon damals sprach Baur mit ehemaligen Mitarbeiterinnen, welche interne Missstände bei der Gewerkschaft kritisierten. Im September musste Burger seinen Sessel wegen sexueller Belästigung räumen. In der vorliegenden Ausgabe deckt Baur auf, wie die Unia unter Burger fundamentale arbeitsrechtliche Standards verletzte – Standards, deren Einhaltung sie bei anderen Arbeitgebern vehement einfordert. **Seite 42**

Als Marco Fritsche, der seit acht Jahren die beliebte Sendung «Bauer, ledig, sucht...» moderiert, unsere Gesellschaftsredaktorin Claudia Schumacher zum Gespräch über seine Arbeit und das Leben auf dem Land in seinem Appenzeller Haus empfing, erwies er sich als netter und zuvorkommender Gastgeber, der unaufhörlich Kaffee nachschenkte und zur Belustigung immer wieder treffend Leute imitierte, die man so kennt. Irgendwann sprang Fritsche auf und tastete einen dunklen Strich an der Decke ab, um zu testen, ob er feucht sei. Er wies darauf hin, dass obendrüber seine Badewanne stehe, in der er oft anderthalb Stunden bade – und dann die *Weltwoche* lese. **Seite 48**

Am 28. April 1983 berichtete der *Stern* der Welt, die Geschichte des Dritten Reichs müsse teilweise umgeschrieben werden, und begann eine Seite mit dem Titel «Hitlers Tagebücher entdeckt». Die aufgefundenen, vom bekannten Historiker Hugh Trevor-Roper begutachteten Blätter aus des Führers Tagebuch waren eine



Welch ein Weihnachtsgeschenk! Vincent van Gogh.

Weltsensation. Wirklich? Bald stellte sich heraus, dass ein Maler namens Konrad Kujau die Tagebücher gefälscht hatte. Letzte Woche wartete der renommierte Pariser Verlag Le Seuil mit einer Entdeckung auf, die ein völlig neues Licht auf die zwei Provence-Jahre des Jahrhundertmalers Vincent van Gogh werfen sollte. Die kanadische Kunsthistorikerin Bogomila Welsh-Ovcharov präsentierte ein schmuckes Buch mit 65 Faksimile-Abbildungen von unbekanntem Van-Gogh-Zeichnungen. *Welch ein Weihnachtsgeschenk!* Leider sind die Zeichnungen Fälschungen. Hanspeter Born erzählt, wie eine anerkannte Van-Gogh-Expertin einem bislang noch unbekanntem Fälscher auf den Leim ging. **Seite 60**

Ihre Weltwoche

DAS SCHWEIZER PORTAL FÜR IT-SPEZIALISTEN

Mit www.itjobs.ch die besten IT-Spezialisten finden!

stellen-anzeiger.ch GmbH
Technoparkstrasse 1
8005 Zürich
044 440 10 80
www.itjobs.ch



Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich
Die Weltwoche erscheint donnerstags
Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch
Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: verlag@weltwoche.ch
Internet: www.weltwoche.ch
Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91
E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch
Jahresabonnement Inland Fr. 310.– (inkl. MwSt.)
Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.)
Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)
Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel
Chefredaktion: Philipp Gut (Stv.), Beat Gygi (*Wirtschaft*), René Zeller (*Bundespolitik*)
Produktionschef: Lukas Egli

Redaktion:
Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur, Urs Gehrig (*Leitung Ausland*), Wolfgang Koydl, Hubert Mooser, Christoph Mörgeli, Alex Reichmuth, Markus Schär, Claudia Schumacher, Florian Schwab

Redaktionelle Mitarbeiter:
Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Peter Hartmann, Pierre Heumann, Peter Holenstein, Mark van Huisseling, Hansrudolf Kamer, Peter Keller, Wolfram Knorr, Christoph Landolt, Franziska K. Müller, Matthias Matussek, Daniela Niederberger, Kurt Pelda, Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht, Beatrice Schlag (*Los Angeles*), Thilo Sarrazin, David Schnapp, Hildegard Schwaninger, Sacha Verna (*New York*), Max Wey, Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*), Kurt W. Zimmermann

Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring

Layout: Daniel Eggspühler (*Art-Director*), Silvia Ramsay

Bildredaktion: Martin Kappler, Florian Brunner (*Assistent*)

Korrektorat: Cornelia Bernegger (*Leitung*), Viola Antunovits, Renate Brunner, Nadia Ghidoli, Rita Kempter, Sandra Noser, Oliver Schmuki, Dieter Zwicky

Sekretariat: Sabine Mähner (*Leitung*), Inga-Maj Hojajj-Huber

Verlagsgeschäftsführer: Guido Bertuzzi
Anzeigenverkauf: Sandro Gianini (*Leitung*), Gabriel Lotti, Brita Vassalli

Anzeigeninnendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch

Digital-Marketing: Bich-Tien Köppel (*Leitung*)

Online-Vermarktung: Adextra

Tarife und Buchungen: info@adextra.ch

Druck: Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Event Location

STARKE VERBINDUNG FÜR DIE SAMSUNG HALL



Vom Riverside in Zweideln zur Samsung Hall in Dübendorf: Unternehmer Hans-Ulrich Lehmann.

Anfang 2017 wird in Dübendorf eine moderne, vielseitig nutzbare Location für Messen, Konzerte und andere Veranstaltungsformate eröffnet. Den Betrieb übernimmt Unternehmer Hans-Ulrich Lehmann. Der Buchungsstand für 2017 sei jetzt schon «vielversprechend».

1700 Personen – das war bislang die Schallgrenze für Events in Zürich. Für so

viele Personen bietet das Kongresshaus neben der Tonhalle Zürich Platz. Wer es eine Nummer grösser wollte, dem blieb bislang nur das Hallenstadion in Zürich, das dann allerdings gleich bis zu 13 000 Personen schluckt. Bislang fehlte eine überzeugende Event-Location für Anlässe mittlerer Grösse bis zu 5000 Personen. Das ändert sich: Anfang 2017 öffnet die Samsung Hall in

somit vom Hauptbahnhof Zürich gleich schnell zu erreichen wie vom Flughafen Zürich.

Für das Innenleben des innovativen Event-Parks in Dübendorf zeichnet der Unternehmer Hans-Ulrich Lehmann verantwortlich. Lehmann ist kein Unbekannter. In den neunziger Jahren gründete er Mobilezone und tritt seit deren

Verkauf als privater Investor auf, so beispielsweise beim EHC Kloten. In seinem Heimatort Zweidlen im Zürcher Unterland betreibt Lehmann in einer alten Spinnerei das Kongress-Resort «Riverside». Dessen Betreibergesellschaft ist auch für das Innenleben der neuen Samsung Hall verantwortlich. Lehmanns Firma wird Ansprechpartnerin für alle Kundenbelange. «Wir vereinigen Catering, Technik und Betrieb unter



Multifunktionales Raumangebot: Club in der Samsung Hall

Dübendorf ihre Pforten, zwei Minuten vom S-Bahnhof Stettbach entfernt und

nen Catering, Technik und Betrieb unter



Midsize-Spektrum: Die Hall beherbergt bis zu 5060 Personen



Attraktives Architekturkonzept: Das Loft im modernsten Eventcenter der Schweiz

einem Dach», so Lehmann. Für den Kunden sei dies wesentlich bequemer, als wenn er alle Dienstleistungen von unterschiedlichen Unternehmen beziehen müsse, die nicht immer am gleichen Strick zögen.

Die Idee für die Samsung Hall stammt von dem legendären Schweizer Eventtechnik-Unternehmer Peter Habegger. Dieser gilt als Eminenz für alles, was mit Grossveranstaltungen und Live-Übertragungen zu tun hat. Im Jahr 2010 verkaufte er seine Firma, blieb aber als Unternehmer weiter aktiv. «Sein ganzes Event-Know-how steckt in dem neuen Zentrum», sagt Lehmann. «Es war Peter Habegger, der mich kontaktiert und gefragt hat, ob ich investieren möchte.» Er habe sofort zugesagt, und danach habe das eine das andere ergeben. «Plötzlich stand die Idee im Raum, dass ich den Betrieb übernehmen könnte.» Umgehend begab sich Lehmann auf die Suche nach einem weiteren Partner für zusätzliche Wertschöpfung. «Zuerst rief ich Nespresso an. Die sind gerne dabei und richten in

der Samsung Hall eine Nespresso Lounge ein.» Doch an vorderster Front bei dem Projekt wollte das Unternehmen nicht stehen. Also kontaktierte Lehmann Samsung. «Mit Samsung arbeite ich seit 20 Jahren zusammen. Es ist eine Top-Firma von Weltruf.» Und Samsung war bereit, sich zu engagieren, was sich am Namen der Event-Location zeigt. Es sind also drei starke Partner, die hinter dem ambitionierten Projekt stehen: Ideengeber Peter Habegger, Betreiber Hans-Ulrich Lehmann und Technik-Partner Samsung.

Für Lehmann ist die Samsung Hall ein «Beispiel dafür, was private Initiative schaffen kann». Das gesamte Investitionsvolumen beträgt rund 40 Millionen Franken. «Im Vergleich dazu hat das staatlich betriebene Kongresshaus 160 Millionen gekostet. Wir bieten für einen Viertel des Geldes das dreifache Volumen», sagt Lehmann stolz. Und offenbar kommt das Angebot an: «Der Buchungsstand für 2017 sieht bereits sehr vielversprechend aus.»

Facts & Figures

- Drei grosszügig dimensionierte Räume
- Hall: Grösster Saal der Anlage, bis zu 5060 Personen.
- Terrassen: Rooftop-Terrasse, bis zu 500 Personen
- Club: Kleinerer Saal, bis zu 800 Personen
- Loft: beispielsweise für Gala-Anlässe

Wichtigste Vorteile

- Einzige Zürcher Event Location im Midsize-Segment
- Alle Leistungen aus einer Hand: Technik, Catering, Betrieb
- Kostengünstige und hochvariable Infrastruktur
- Modernste technische Ausstattung mit Samsung als Partner
- Nur 10 Minuten vom Hauptbahnhof Zürich und 2 Minuten vom S-Bahnhof Stettbach entfernt

Ihre Ansprechpartner

Anke Stephan

Geschäftsführerin
anke.stephan@samsunghall.ch

Thomas Schärer

Leiter Corporate Events
thomas.schaerer@samsunghall.ch
Telefon +41 43 501 02 12
www.samsunghall.ch

Im Alter nur noch tun, was Freude macht?

Auch wenn ich damit kein Geld verdiene?
Reicht es trotzdem zum Leben?

Älter werden fängt früher an, als man meint.
Vereinbaren Sie noch heute einen Termin und erhalten Sie
Antworten auf alle wichtigen Fragen rund um die Vorsorge.
Mehr Informationen unter ubs.com/vorsorge

Blitzgeburt

Der neue SRG-Direktor, die Arroganz und die Einseitigkeit unserer Staatsjournalisten.

Von Roger Köppel

Die Papstwahl ist eine Castingshow der totalen Transparenz, wenn man sie mit dem klammheimlichen Verfahren zur Ernennung des neuen SRG-Generaldirektors vergleicht, an dessen Name ich mich leider bereits nicht mehr erinnern kann, weil die Personalie von den PR-Strategen des Hauses mit genialem Timing – oder war es Unfähigkeit? – unmittelbar nach der Wahl Donald Trumps zum neuen US-Präsidenten bekanntgegeben wurde.

Gilles wer? Es war so, als ob der Neue gleichsam durch göttliche Fügung direkt aus der Rippe seines Vorgängers geschnitten worden wäre, eine ansatzlose Blitzgeburt, die nicht zufällig biblische Anspielungen weckt. Spätere Generationen werden von einer Art Selbstbefruchtung des Apparats sprechen, die ohne sichtbare Ausmarchung unter mehreren Kandidaten wundersam zur Alternativlosigkeit des jetzt Gewählten führte.

Was die einen als bestaunenswerten Ausdruck von Understatement und sachbezogenem Verzicht auf jegliche Art von Personenkult empfinden, ist in den Augen anderer nur das jüngste Beispiel für die unschweizerische Arroganz dieser nationalen Rundfunkanstalt, die zusehends den Bezug zur Wirklichkeit verliert, seit sie, von steuerähnlichen Zwangsgebühren überfinanziert, in einem Nirwana der materiellen Sorglosigkeit herumflimmert.

Wandelnde Verkörperung und oberster Pre diger dieser vorsätzlich an der Lebensrealität ihrer Zuschauer vorbeisendenden Selbstherrlichkeit ist der noch amtierende Direktor Roger de Weck. Seine Lieblingsbeschäftigung ist es neuerdings, den Leuten vorzurechnen, warum die privaten Medienbetriebe in wenigen Jahren angeblich untergehen oder vom Zürcher Finstertling Christoph Blocher aufgekauft werden. Gegen diese für die SRG nach Trump wohl zweitgrösste Bedrohung der Menschheit verkauft sich der aus einer Freiburger CVP-Familie stammende de Weck in seiner von lauter CVPlern kontrollierten SRG als letzter Galsritter der parteipolitischen Vielfalt, der Qualität und des «unabhängigen Journalismus».

Wie «unabhängig» der SRG-Journalismus wirklich ist, davon konnte man sich vor zwei Wochen in der US-Wahlnacht erschöpfend überzeugen, als sich das Senkblei einer suizidalen Niedergeschlagenheit auf den Bildschirm legte, nachdem die Hoffnungen des reportierenden Hillary-Clinton-Fanklubs im Leut-



«Langer Moment der Ehrlichkeit.»

schenbach-Studio am «Rattenfänger» Trump zerschellt waren. Das war kein Ausrutscher, sondern ein langer Moment der Ehrlichkeit. In dieser Wahlnacht wurde allen klar, dass zwischen Wirklichkeit und Selbstwahrnehmung der SRG als Bastion der Ausgewogenheit und Qualität ein gewaltiger Graben klafft.

Radiochefin Lis Borner zum Beispiel hat kürzlich der *Weltwoche* erklärt, man habe bei SRF entschieden, keine Schweizer Partei «populistisch» zu nennen. Ich habe vor kurzem ins «Echo der Zeit» hineingehört. Ein Hauptbeitrag trug den Titel: «Interne Machtkämpfe schwächen die Genfer Rechtspopulisten». Was war da bei dieser Sendung – laut Moritz Leuenberger das «Flaggschiff» des Service public – wörtlich zu hören?

— «Populisten sind auf dem Vormarsch, das war bei den letzten kantonalen Wahlen auch in Genf so.»

— «Das rechtspopulistische Mouvement Citoyens Genevois (MCG) sei in eine Krise geraten ...

— «Fakt ist, es gibt mit dem schwächelnden MCG und der erstarkenden SVP jetzt schon zwei rechtspopulistische Parteien.»

— «Es gibt in Genf schlicht zu wenig rechtspopulistische Wähler für drei Parteien.»

— «Ende der achtziger Jahre beispielsweise erlebte die rechtspopulistische Vigilance einen fulminanten Aufstieg.»

Und Radiochefin Borner behauptet, man habe entschieden, keine Schweizer Partei «populistisch» zu nennen. Entweder ist ihre Aussage nicht wahr, und dann muss sie den Hut nehmen. Oder ihre Mitarbeiter scheren sich keinen Deut darum, was ihre Chefin anordnet. Dann muss sie zusammen mit ihren Untergebenen den Hut nehmen.

Hören und schauen wir mal, wie schnell ein Politiker bei SRF ein «Rechtsausen» ist. Und wie oft vernehmen wir für dessen Pendant zur Linken bei SRF das Wort «Linksausen»? Nie. Null. Zero. Wer vor Emigrantenströmen, Masseneinwanderung und EU-Debakel warnt, ist bei SRF ein «Angstmacher». Grundsätzlich nie hören wir das Wort «Angstmacher» bei jenen, die beim Brexit den Untergang Grossbritanniens oder bei der Umsetzung der Masseneinwanderungsinitiative den Zusammenbruch aller bilateralen Verträge und den wirtschaftlichen Totalkollaps voraussagen.

Bei der SRF-Berichterstattung werden die Verlautbarungen und Hochglanzprospekte von Behörden und Nichtregierungsorganisationen wörtlich und ungefiltert wie himmlische Wahrheiten verlesen.

Unmittelbar vor den Wahlen haben die Verantwortlichen unseres Staatsfernsehens im «Kassensturz» die Bürgerlichen als konsumentenfeindlich abqualifiziert, weil sie unter anderem gegen die staatlich aufgezwungene Verdoppelung der Garantiefrist gestimmt hatten. Befürworter dieser planwirtschaftlichen Idee wurden als konsumentenfreundlich bejubelt, statt als wirtschaftsfeindlich – und somit letztlich konsumentenfeindlich – entlarvt.

Vor einem Monat konnte sich SVP-Nationalrat Pirmin Schwander laut SRF hinter der Immunität «verstecken», wohingegen FDP-Nationalrätin Christa Markwalder letztes Jahr durch die Immunität «geschützt» wurde.

Tatsache ist, dass solche Bezeichnungen wertend sind und somit gegen die in der Charta der SRG hochgehaltene Unvoreingenommenheit verstossen. Die SRG ist kein Bollwerk der Qualität, sondern das Propaganda-Organ einer Gruppe abgehobener, unehrlicher Ideologen, die vermutlich die vielen guten Journalisten, die es dort auch gibt, daran hindern, ihren Auftrag zu erfüllen.

Damit Sie ganz Frau bleiben.

Brustkrebschirurgie. Eines der Fachgebiete in Ihrer Privatklinik für Chirurgie und individuellen Service. pyramide.ch

Spitze für Sie.



Von *Solidarität keine Spur*: Seite 40



Gewaltiges Rumpeln: Neuseeland. Seite 36



«Während dem Spielen gab es für mich vor dem Tanz und nach dem Tanz.»

Manuel Stahlberger: Seite 62

Kommentare & Kolumnen

- 7 Editorial
- 11 **Wirtschaftsverbände** Wo bleibt die Leidenschaft?
- 11 **Im Auge** Francisco Nicolás Gómez
- 12 **Rassismus** Profilneurosen
- 12 **Verteidigung** Flickwerk am Militärhimmel
- 13 **Deutschland** Merkel zum vierten
- 13 **Begriff des Jahres** «Postfaktisch»
- 16 **Personenkontrolle** Burkhalter, Uribe, Ordóñez Maldonado etc.
- 17 **Nachruf** Yu Xu, Kampfpilotin
- 24 **Die Deutschen** Hendryk M. Broder
- 24 **Wirtschaft** Der Atomausstieg ist ein gefährliches Experiment
- 25 **Ausland** François Fillon, Politiker ohne schlechte Eigenschaften
- 26 **Mörgeli** Rechtsblinkende Karrieristen
- 26 **Bodenmann** Papierkram statt Strukturwandel
- 27 **Medien** Erste Auswirkungen der Trump-Blamage
- 27 **Gesellschaft** Der Penis-Krake

Inland

- 18 **Terrornetzwerk der Schweizer Salafisten** Kontakte unter Extremisten
- 20 **Guantanamo statt Bellinzona?** Daniel Jositsch über Terror und Justiz
- 22 **Winterthur** Sonder-Setting für IS-Sympathisantin
- 30 **Links überholt SP und die FDP** opfern den freien Arbeitsmarkt
- 32 **Gilles Marchand** Sprachdefizite des neuen SRG-Chefs
- 33 **Adolf Ogi** Zwischen Washington, Moskau und Fraubrunnen

- 34 **Der frechste Asylbewerber der Schweiz** Der Fall des Nigerianers A.
- 35 **Neues vom Propagandasender** Der erfundene «Rundschau»-Skandal
- 42 **Unia** Gnadenloses Mobbing gegen eine kritische Mitarbeiterin
- 44 **Gegen Weiche und Faule** Politische Werbung von Hans-Rudolf Abächerli
- 46 **Willkür statt Recht** Konzeptloses Asylwesen im Kanton St. Gallen
- 47 **Generationenhaus** Falle für Alte

Ausland

- 36 **Tagebuch** Erschütterungen in den USA und in Neuseeland
- 39 **Windstrom** Blackout in Südaustralien
- 52 **Loyal, kompetent, linientreu** Trumps Kabinett nimmt Form an
- 53 **USA** Laute Taubheit in Stanford

Interview

- 54 «Das ist eine Revolution» Francisco Sionil José über die Philippinen

Wirtschaft & Wissenschaft

- 39 **Happy Hour für Schuldner** CVP und Linke gegen die Schuldenbremse
- 50 **Wenn der Staat die Banken führt** Der Kontrolleifer der Finma

Kultur & Gesellschaft

- 14 **Demokratie und Lotterie** Wahlen sollten per Los entschieden werden
- 40 **Sexismus** Frauen gegen Frauen
- 41 **Jesus** Der erste Single
- 43 **Gölä** Mundart-Rocker unter Beschuss
- 48 **Marco Fritsche** Hausbesuch beim Appenzeller Star-Moderator

- 49 **Advent** Wie man die ungesündeste Jahreszeit überlebt
- 60 **Bogomila und das Skizzenbuch** aus Arles Neuer Van-Gogh-Streit
- 62 **Manuel Stahlberger** Brillanter Komiker und Liedermacher
- 64 **Balzacs Medienkritik** Der Romancier und die Lügenpresse
- 65 **Schamlos** Mario Vargas Llosa rechnet mit seinem politischen Feind ab
- 66 **Abgrund von Täuschung und Betrug** Hoffnungsloser Kampf gegen Doping
- 68 **Kino** «Florence Foster Jenkins»

Rubriken

- 28 **Darf man das? / Leserbrief**
- 58 **Ikonen der Woche** «Gilmore Girls»
- 60 **Bestseller / Apropos**
- 65 **Jazz** Eskelin, Weber, Griener
- 68 **Top Ten**
- 69 **Fernsehkritik** «Arena» auf SRF
- 70 **Namen** Freude und Heiterkeit
- 71 **Hochzeit**
- 71 **Thiel** Euro-Islam
- 72 **Wein** Château Fleur Haut Gaussens Bordeaux supérieur 2010
- 72 **Zu Tisch** «Alléno Paris», Paris
- 73 **Auto** BMW X1 xDrive 18d
- 74 **MvH trifft** Iria Degen, Innenarchitektin



MEILENHOCH. DINERS CLUB MILES & MORE.



1 PRÄMIEN-
MEILE PRO
CHF 1
UMSATZ

AUSGEZEICHNETE PERSPEKTIVEN FÜR MEILENSAMMLER.

Die einfachste Art, um Meilen zu sammeln. Weitere Informationen unter dinersclub.ch/de/milesandmore

Partner von

Miles & More
Lufthansa

cornercard



**Öffentliche Vorträge von Roger Köppel,
Chefredaktor und Verleger der Weltwoche**

Trump, Brexit und die Folgen für die Schweiz

Ein optimistischer Blick in die Zukunft

Nächste Veranstaltungen:

Olten: Montag, 28. November 2016

Hotel «Arte», Olten

Basel: Donnerstag, 1. Dezember 2016

Universität Basel, Aula Kollegienhaus

Genf: Mittwoch, 7. Dezember 2016

Hotel «Warwick Geneva», Genf

Beginn: 19.30 Uhr, Türöffnung: 18.30 Uhr, Eintritt frei

Weitere Referate folgen.

Wo bleibt die Leidenschaft?

Von Beat Gygi — Die Wirtschaftsverbände bleiben bei der gefährlichen Atomausstiegsinitiative seltsam passiv. Es fehlen Persönlichkeiten, die sich mit Herzblut für das Eigentum engagieren.



Unverbindlich: Economiesuisse-Chef Karrer.

Wer setzt sich eigentlich mit Herzblut für die Schweizer Wirtschaft ein? Die wenig spektakulären Kampagnen der Wirtschaftsverbände gegen die Atomausstiegsinitiative haben den Puls nicht in die Höhe getrieben. Die Verbände traten mit ziemlich technischen Argumenten dagegen an, eher kühl als hitzig. Dabei geht es für die Wirtschaft um viel. Wenn die Kernkraftwerke vorzeitig abgeschaltet werden müssen, werden Kapazitäten zur Energieproduktion brachgelegt, die rasch ersetzt werden müssen, und wenn die Energiepreise nicht dauerhaft extrem niedrig sind, geht der Gesellschaft dadurch Vermögen verloren. Warum ist die Führung des Wirtschaftsdachverbands Economiesuisse nicht energischer aufgetreten? Warum hat Economiesuisse-Präsident Heinz Karrer, der früher ja Chef des Stromkonzerns Axpo war, nicht leidenschaftliche Auftritte durchgezogen?

Tonfall von Angestellten

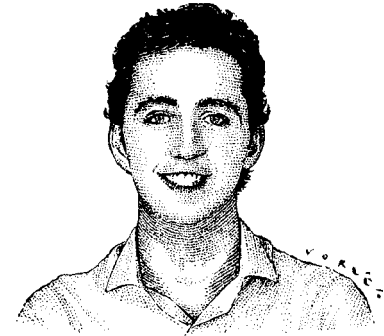
Praktisch die ganze Energiebranche samt ihren Verbänden hat passiv auf die hohen Ja-Quoten in den Abstimmungsumfragen geschaut. Die Führung des Stromkonzerns Alpiq hatte seinerzeit gar im Sinn, ihre Kernkraftwerke zu verschenken und die Hälfte der Stauseen ins Ausland zu verkaufen. Es scheint, als

habe das Eigentum für sie alle keine grosse Bedeutung. Die Kraftwerksbetreiber meldeten sich dann zwar noch zu Wort und nannten die Entschädigungen, die sie für den Fall einer vorzeitigen Stilllegung verlangen würden. Aber es war nicht der Tonfall von Leuten, die sich für ihr Eigentum wehren – es war die Sprache von angestellten Managern in Konzernen, die einer zusammengewürfelten Gruppe von Eigentümern gehören, die im Hintergrund stehen.

Auf ähnliche Weise ist der Verband Economiesuisse durch Unternehmen geprägt, in denen das Eigentum unter Aktionären breit gestreut ist und die Unternehmensführung selten einen engen Bezug dazu hat. Wichtige Themen für Führungsleute in Grossfirmen sind Regeln zu Corporate Governance, interne Kontrollsysteme, Niederlassungen in aller Welt oder internationale Richtlinien für das Verhalten im Geschäftsalltag. Aus dieser Sicht erstaunt es nicht, dass Economiesuisse in der Verbandsarbeit und in Abstimmungskämpfen anders auftritt als beispielsweise der Schweizerische Gewerbeverband, der im Wesentlichen kleine und mittlere Unternehmen als Mitglieder hat, die viel eher auf die Sorgen und Wünsche eines Eigentümer-Unternehmers angesprochen werden können.

Besonders stark war der Kontrast dieses Jahr zwischen dem «Tag der Wirtschaft» von Economiesuisse und der Delegiertenversammlung des Bauernverbandes. Präsident Karrer gab vor seinem Publikum auf locker-souveräne Art einen informativ-unterhaltenden Auftritt und erzählte Fallbeispiele aus innovativen Firmen aus dem Verband – distanziert, gewandt, sportlich und unverbindlich. Bauernverbandspräsident Markus Ritter dagegen schwor an der diesjährigen Versammlung seine Leute darauf ein, in ihren Anstrengungen beim Werben und Lobbying für den Berufsstand nicht nachzulassen, ja sich jeden Tag noch zu verbessern, frühmorgens schon Mails zu schreiben, wenn andere noch schlafen – eindringlich, als ob es um ihre Existenz gehe, um ihr Eigentum. Herzblut für die eigene Wirtschaft oder Branche hängt mit dem Engagement fürs Eigentum zusammen. Es ist nicht zu erwarten, dass die zurzeit laufende Kampagne von Economiesuisse und einigen Branchenverbänden zur Erhaltung der bilateralen Verträge mit der EU eine begeisterte Anhängerschaft findet, zumal es bei der Anbindung an die EU eher ums Weggeben von Eigentum geht.

Spaniens Babyface



Francisco Nicolás Gómez, Hochstapler.

Spanien empört oder amüsiert sich über ein charmantes Bürschchen, das dem Land den Spiegel vorhält. «El pequeño Nicolás», der kleine Nicolas, ist ein 22-jähriger Jus-Student, der sich mit umwerfender Chuzpe seiner Kontakte zum Königshaus, zu höchsten Regierungs- und Wirtschaftskreisen brüstete und als fiktiver Agent des Geheimdienstes Türen öffnete. Das spanische Gesetzbuch liefert dazu einen originellen Tatbestand: *tráfico de influencias*, Einflusshandel. Sein Schelmenstück lieferte Francisco Nicolás Gómez Iglesias mit einem gefälschten Dossier angeblich aus dem Büro des Ministerpräsidenten, das den Grossverteiler Mercadona informierte, der Konkurrent Carrefour verkaufte vergiftete Produkte. Der «kleine Nicolas» gab sich als «Geheimagent 4F» aus und forderte Bakschisch. Sonst fuhr der nette Blender stets in Luxuskarossen vor, umwieselt von Leibwächtern. Er tauchte an der Inthronisationsfeier von Felipe VI. auf und wirkte in seinem Rollenspiel so unwiderstehlich wie Leonardo DiCaprio als Schwindelpilot in Steven Spielbergs Gaunerkomödie. Vor drei Jahren, da war er 19, flog er erstmals auf. Er hatte das Städtchen Ribadeo mit der Ankündigung eines Königsbesuchs in falsche Aufregung versetzt und landete in Untersuchungshaft, kam aber nach drei Tagen wieder frei. Spaniens Justizmühlen mahlen langsam, und der «kleine Nicolas» wurde endgültig berühmt als Darsteller seiner selbst in der Reality-Show «Big Brother». Erstmals verdiente er ehrliches Geld. Die Ermittler hatten auf seinem Mobiltelefon eine detaillierte Buchhaltung gefunden mit fast einer Million Euro Schulden. Jetzt hat ihn ein Gericht in Madrid zu sieben Jahren Gefängnis verdonnert. Und mit ihm zwei echte Polizisten, die ihm als Staffage gedient hatten. Babyface feierte das Urteil mit Champagner in seiner Finca auf Gran Canaria, die er mit den Fernseh-Honoraren angeschafft hatte. Der Jus-Student geht mit einer Batterie von Anwälten in die Berufung, Begründung: So machen es alle, nur den «kleinen Nicolas» hängt man. Peter Hartmann

Profilneurosen

Von Alex Baur — Dass Schwarze öfter kontrolliert werden, ist un schön, aber unvermeidlich.

Wer viel mit der Bahn reist, hat die Szene wahrscheinlich auch schon erlebt: Grenzwächter steuern zielsicher auf jene Passagiere zu, die fremdländisch aussehen. Offiziell dementiert das Grenzwachtkorps, dass die Hautfarbe bei Personenkontrollen eine Rolle spiele. Anti-Rassismus-Aktivisten bezweifeln das, und sie haben mutmasslich recht. Das Aufspüren von illegalen Migranten gehört nun mal zu den Kernaufgaben der Grenzwa che. Und die Gesuchten haben in Gottes Namen öfter mal eine dunklere Hautfarbe.

Das gleiche Problem stellt sich bei der Drogenfahndung. Namentlich beim Kokain sind Schwarze seit Jahren dick im Geschäft. Sollen Fahnder die Realität im Namen der Political Correctness bewusst ignorieren? Das wäre unprofessionell und im Übrigen nicht minder rassistisch. Erfolgreiche Fahnder achten auf den Gesamteindruck. Aber sie können sich natürlich irren und auch mal Unbescholtene mit einer Kontrolle belästigen.

Tatsächlich muss ein Dunkelhäutiger wohl mit einer erhöhten Wahrscheinlichkeit rechnen, an der Zürcher Langstrasse um seine Papiere gebeten zu werden. Das mag lästig sein, so, wie es für einen Weissen lästig ist, wenn ihm auf dem Markt von Ouagadougou an jeder Ecke einer ein Souvenir andrehen will. Doch der Souvenirverkäufer wäre dumm, wenn er sein Augenmerk nicht auf Weisse richten würde. Mit Diskriminierung hat das nichts zu tun.

«Racial Profiling»

Mehrere Fälle von angeblichem «Racial Profiling» – also Fahndung nach rassistischen Kriterien – sorgen in diesen Tagen schweizweit für heftige Kritik an der Polizei. In der Waadt kam es zu Demonstrationen, nachdem Ordnungshüter einen Schwarzen erschossen hatten, der mit gezücktem Messer auf sie zugestürzt war. In Zürich wurden vor Gericht zwei Fälle von Dunkelhäutigen verhandelt, die sich einer Ausweiskontrolle explizit verweigert hatten, worauf sie von Polizisten angeblich unsanft angefasst wurden (was Letztere bestreiten).

So verschieden diese drei Fälle sind, eines haben sie gemeinsam: Die Aggression ging von den angeblichen Opfern aus. Ob die Polizisten verhältnismässig reagierten, lässt sich von aussen schwer beurteilen. Rassistische Gewalt sieht aber ganz anders aus. Zumindest bei den Zürcher Fällen geht es wohl mehr um die Profilierung von Anti-Rassismus-Aktivisten denn um Rassen-Profilierung.

Flickwerk am Militärhimmel

Von René Zeller — Die Armee droht einen musealen Luftschirm zu erhalten. Verteidigungsminister Guy Parmelin müsste endlich Klartext reden: Neue Kampfflugzeuge sind dringlich und unabdingbar.

Im März dieses Jahres sistierte Bundesrat Guy Parmelin (SVP) die Beschaffung eines neuen bodengestützten Luftverteidigungssystems (Bodluf). Inzwischen hat eine Untersuchung ergeben, dass das von Parlamentariern geschürte Misstrauen ungerechtfertigt war. Doch der Verteidigungsminister macht keine Anstalten, die dringend notwendige Modernisierung der bodengestützten Luft raumsicherung voranzutreiben. Funkstille herrscht.

Immerhin hat Parmelin Anfang Woche die Funkstille hinsichtlich neuer Kampfjets gebrochen. Die Botschaft lautet sinngemäss: Die Zeit droht davonzulaufen. Das Evaluationsverfahren und der anschliessende politische Hürdenlauf bis zur Beschaffung könnten bis 2025 dauern. Also muss die Lebensdauer der F/A-18-Flotte nochmals verlängert werden, was einem rüstungstechnischen Murks gleichkommt und trotzdem eine halbe Milliarde Franken kostet. Auch die aviatischen Oldtimer der Luftwaffe – genannt Tiger F-5 – sollen nochmals aufgepöppelt werden.

Diese Sofortmassnahmen schiessen aus militärischer Sicht am Ziel vorbei. Weil die Zeit effektiv davonzulaufen droht, darf es nicht primär darum gehen, nach 2025 auf ein fliegerisches Flickwerk zu setzen. Oberste Priorität hat die Beschaffung neuer Kampfflug-

zeuge und eines konkurrenzfähigen Luftabwehrsystems. Wenn es nicht gelingt, die bereits bestehenden oder bald spruchreif werdenden Lücken zu schliessen, kann die Schweizer Armee die dritte Dimension nicht mehr schützen.

Als 2014 der Abstimmungskampf um den Kampfjet Gripen tobte, argumentierte Parmelins Vorgänger Ueli Maurer so: «Ein Haus ohne Dach ist wertlos.» Das gilt unverändert, auch wenn das Stimmvolk die als unfertige Ikea-Flugsysteme verspotteten schwedischen Flieger abschoss. Damals drängte die Zeit noch nicht so sehr. Jetzt aber steht fest: Ehrenrunden sind nicht mehr möglich. Bundesrat und Parlament müssen die notwendigen Mittel für ein mehrheitsfähiges Kampfflugzeug bereitstellen. Und nötigenfalls ist der Souverän zu überzeugen.

Gefragt ist Führungsstärke

Es ist absehbar, dass rote und grüne Friedensapostel weiterhin Sand ins militärpolitische Getriebe streuen werden. Ihre Konzepte sind untauglich: Aus Neutralitätspolitischen Gründen kann die Schweiz nicht einfach unter einen Nato-Luftschirm schlüpfen; und der Hinweis, die bestehenden Mittel – F/A-18, Tiger F-5 – seien noch lange nicht schrottreif, ist nicht stichhaltig. Umso mehr werden sich die bürgerlichen Kräfte diesmal zusammenraufen müssen. Die Befürworter des Kampfjets Gripen veranstalteten 2014 ein Trauerspiel; Lobbyisten der unterlegenen Anbieter halfen tatkräftig mit, das schwedische Flugzeug zu gründen.

Vorangehen müsste jetzt aber Guy Parmelin. Dem Verteidigungsminister ist es zwar unbenommen, auf Expertengruppen und Beiräte zu setzen. Führungsstärke beweist aber nicht, wer aus schwerlich nachvollziehbaren Gründen ein korrektes Evaluationsverfahren (Bodluf) sistierte und altersschwachen Kampfjets löchrige Fallschirme anschaltete. Parmelin ist vielmehr gehalten, dem Bundesrat ein stimmiges Konzept für die Luftverteidigung vorzulegen – besser heute als morgen.

Einstweilen vermisst man beim Waadtländer SVP-Bundesrat die Überzeugungskraft, die angesichts der schlingernden Luftwaffe dringend geboten wäre. Je länger er laviert, desto unverhohlener können sich jene Kreise freuen, die nicht nur das Grounding der Luftwaffe, sondern der Armee insgesamt herbeisehen.



Ende der Funkstille: SVP-Bundesrat Parmelin.

Mit dem Kopf durch die Wand

Von Wolfgang Koydl — Alle Welt will einen Wandel, nur Berlin setzt auf alte Gesichter. Ob Merkel Kanzlerin bleibt, ist alles andere als sicher.

Puh, gerade noch mal gutgegangen. Angela Merkel bleibt uns erhalten. Ganz Deutschland stösst einen Seufzer der Erleichterung aus. Ganz Deutschland? Ach was, Europa, ja die ganze Welt atmet auf. Friede, Freiheit, Demokratie und Menschenrechte liegen in guten, in deutschen Händen. Das ist notwendiger denn je, nun, da diese unzurechnungsfähigen Amerikaner eine Art von monströsem Putin-Verschnitt ins Weisse Haus entsandt haben.

Sarkasmus beiseite: Die Entscheidung, ob Merkel noch einmal antreten würde, war in etwa so spannend wie die Frage, ob auch dieses Jahr wieder der Samichlaus kommt. Ihre Partei, die CDU, hat gar keine Alternative zur Alternativloskanzlerin. Für die Union ist sie auch so etwas wie ein Christkind, das ihr zuverlässig immer wieder Wahlsiege beschert hat.

Angeblich ist es Pflichtbewusstsein, das Angela Merkel treibt. Schliesslich verfangen die von Siegfried Lenz besungenen «Freuden der Pflicht» in Deutschland besonders gut. Aber in Wirklichkeit hat sich die Kanzlerin nur für ein trotziges «Weiter so» entschieden, für ein «Augen zu und durch». Man könnte auch sagen, dass sie mit dem Kopf durch die Wand will, was für den Kopf nicht immer gut ausgeht.

Alles, nur bitte kein «Weiter so»

Wie verzweifelt sich das politische Establishment am Status quo festklammert, zeigte sich schon bei der Kür von Aussenminister Frank-Walter Steinmeier zum Bundespräsidenten. Ein Partei-Apparatschik mit den rhetorischen Fähigkeiten eines Sparkassendirektors aus der Provinz wird nun zu einer veritablen Lichtgestalt hochgelobt. Er sei der populärste Politiker im Land, flüstert man ehrfürchtig. Aber das sind Aussenminister immer. Man blendet aus, dass er beim einzigen Mal, da er sich als SPD-Kanzlerkandidat einer Wahl stellte, das schlechteste Resultat der Geschichte einfuhr.

Es ist nicht nur seine Vita, sondern noch mehr die Art und Weise, wie er auserwählt wurde, die viele deutsche Wähler befremdet – um es höflich auszudrücken. Strenggenommen wurde Steinmeier von Merkel, ihrem Vize Sigmar Gabriel und CSU-Chef Horst Seehofer ja nur als Kandidat ernannt. Doch angesichts von Fraktionszwängen und Mehrheitsverhältnissen in der Bundesversammlung wurde er de facto von diesen drei Personen ins Amt gehievt. Ruck, zuck. Da können sich die Österreicher mit ihrer verkorksten Volkswahl des Präsidenten mal ein Beispiel nehmen.



«Freuden der Pflicht»: Kanzlerin Merkel.

Wenn die Wahl von Donald Trump etwas gezeigt hat, dann dies: Die Wähler sind des ewigen, alternativlosen «Weiter so» überdrüssig. Sie wollen einen Wandel, und inzwischen scheint es ihnen egal zu sein, wie der Wandel aussieht. Hauptsache, anders. Die französischen Wähler, die den Aussenseiter François Fillon soeben an die Spitze der konservativen Präsidentschaftskandidaten stellten, sandten ein ähnliches Signal aus. Alles, nur bitte nicht schon wieder Nicolas Sarkozy.

Im Gegensatz zu den angeblich flatterhaften Franzosen stehen die Deutschen im Ruf der Zuverlässigkeit und Berechenbarkeit. Ob man sich allerdings weiterhin beim deutschen Wähler darauf verlassen kann, ist gar nicht sicher. Merkel ist alternativlos? Nun, es gibt eine Partei, die das Wort «Alternative» im Namen führt und deren Erfolge niemand für möglich gehalten hätte. Sie wird bei den Bundestagswahlen im Herbst zwar keine Mehrheit erringen, aber sie kann alle Koalitionsberechnungen der etablierten Parteien über den Haufen werfen.

Merkel bleibt Kanzlerin? Abwarten. Ein ominöses Zeichen hat Barack Obama gesetzt. Er legte den Deutschen ihre Kanzlerin wärmstens ans Herz. So wie er den Amerikanern Hillary ans Herz legte. Und den Briten den Verbleib in der EU. Zum Glück ist die Kanzlerin nicht abergläubisch.

Lauter Lügner

Von Rico Bandle — «Postfaktisch» ist der Begriff des Jahres. Eine entlarvende Wortkreation.

An Universitäten lernen Studenten schnell: Wer sich mit dem Schein der Intellektualität umgeben will, der gebrauche möglichst oft die Vorsilbe «post-». «Postideologisch», «postdramatisch», «postdemokratisch» oder natürlich den Klassiker: «postmodern». Postirgendwas, das tönt immer gut. Die aktuellste Kreation aus dieser Küche lautet: «postfaktisch». Der Begriff hat eine beeindruckende Karriere gemacht. Aus den USA kommend («post-truth policy»), ist er dieses Jahr nach Europa geschwappt. Erst verbreitete er sich in Blogs und auf Social-Media-Plattformen, am 29. September 2016 tauchte er erstmals in einer Schweizer Zeitung auf, seither ist er omnipräsent. «Wir leben in einer postfaktischen Ära», heisst es allenthalben. In einer Zeit also, in der Gerüchte und Stimmungsmache wichtiger seien als wahrheitsgetreue Aussagen.

Schaut man sich das Umfeld an, wo der Modebegriff Verwendung findet, so erkennt man: Er wird fast ausschliesslich im Zusammenhang mit rechten Parteien beziehungsweise Medien gebraucht, insbesondere mit Donald Trump. Bewusst gestreute Falschmeldungen hätten die Präsidentschaftswahl in den USA massgeblich beeinflusst, so eine vielgehörte These, die einfachen Leute würden den Demagogen einfach alles glauben. Deshalb eben: die «postfaktische Ära».

Ungehobelte Zwillingsschwester

Die distinguierte, wissenschaftlich klingende Wortschöpfung hat eine ungehobelte Zwillingsschwester, der vorzugsweise vom entgegengesetzten politischen Spektrum benützt wird: «Lügenpresse». Auch bei diesem Kampfbegriff wird der politische Gegner der gezielten Manipulation bezichtigt, der Verbreitung von Unwahrheiten, der unredlichen Einflussnahme. Die eine Seite bedient sich einer akademisch-abgehobenen Begriffskreation, die all jene Leute ausschliesst und dumm aussehen lässt, die sie nicht verstehen. Die andere skandiert ein gleichbedeutendes Wort, das aber klarer und direkter kaum sein könnte. Und dann wundern sich die Postfaktik-Warner, dass sie als elitär wahrgenommen werden.

Postscriptum: Bevor nun alle das Gefühl haben, von lauter Lügnern umgeben zu sein, sei hier der grosse Sigmund Freud zitiert: «Es gibt ebensowenig hundertprozentige Wahrheit wie hundertprozentigen Alkohol.» Dies bleibt auch im postfaktischen Zeitalter gültig.

Demokratie und Lotterie

Von Bruno S. Frey und Margit Osterloh — Wahlen sollten per Los entschieden werden. Ein solches Verfahren würde vor Machtkonzentration, Korruption und Diskriminierung schützen.

Der hässliche Wahlkampf in den USA ist zu Ende. Einerseits haben sich zahlreiche Bürger zurückgemeldet, die sich vergessen glaubten. Sie fühlten sich durch das politische Establishment nicht mehr vertreten. Auch in Europa nimmt die Distanz zu den bisherigen Eliten zu. «Wutbürger» wenden sich in Deutschland der AfD, in Frankreich dem Front national, in Grossbritannien der UK Independence Party oder in Dänemark der Dänischen Volkspartei zu. Andererseits hat sich eine politische Kommunikation in den sozialen Medien breitgemacht, die nicht nur durch unwahre, unwidersprochene Behauptungen und gehässige Pöbeleien gekennzeichnet ist, sondern auch durch *filter bubbles* und Meinungsmanipulationen über *social bots*. Dabei handelt es sich um Algorithmen, die automatisch das eigene Weltbild bestätigen und artifizielle Trends produzieren.

Wie in Venedig

Was lässt sich gegen die Gefährdung der Demokratie tun? Wir schlagen eine Rückbesinnung auf die Ursprünge der Demokratie im klassischen Athen vor. Dort wurden die Abgeordneten des obersten Entscheidungsgremiums durch das Los – oder eine Lotterie – bestimmt (Frauen und Sklaven waren ausgeschlossen). Dabei mussten die Kandidaten einen Test bestehen (Dokimasie) und zeigen, dass sie loyal zur Demokratie standen. Im mittelalterlichen Venedig wurde der Doge in einem gemischten Verfahren aus Los und Wahl gekürt. An der Universität Basel wurden im 18. Jahrhundert Lehrstühle per Los anhand einer Liste von drei Kandidaten besetzt. Heute ist das Losverfahren fast vergessen.

Seit einiger Zeit wird die Diskussion um aleatorische Verfahren (von *alea*, lateinisch für «Würfel») wiederbelebt. Politiker können – zumindest teilweise – mit Hilfe eines partiellen Los- oder Zufallsverfahrens statt durch Wahl ins Amt gebracht werden. «Zufall» wird hier im Sinne einer statistischen Wahrscheinlichkeit verwendet. Es hat nichts mit Willkür oder Irrationalität zu tun, sondern im Gegenteil mit mathematischer Gesetzmässigkeit. So kann mittels des Loses eine dritte Kammer des Parlamentes aus allen wahlberechtigten Bürgern bestimmt werden. In Irland wurde jüngst demonstriert, wie eine Kombination von Losverfahren, parlamentarischer und direkter Demokratie praktisch funktioniert: Ein Komitee aus ausgelosten Bürgern und gewählten Politikern erarbeitete Vorschläge für eine Verfas-



Von Aristoteles lernen.

sungsreform, die anschliessend von den zwei Kammern des Parlamentes und 2015 per Volksabstimmung angenommen wurden. Warum kann auf diese Weise die Gefährdung der Demokratie einerseits durch abgehobene Eliten und andererseits durch Desinformations-Kaskaden in den sozialen Medien verhindert werden?

Das Losverfahren schützt vor Machtkonzentration durch sich selbst reproduzierende politische Eliten. Auch Vetternwirtschaft und Korruption lohnen nicht. Eine Plutokratie – Herrschaft der Reichen –, in der die Wohlhabenden ihre Interessen besser durchsetzen können als die Mittel- und Unterschichten, wird verhindert. Wählermanipulation in den sozialen Medien durch unwahre Behauptungen und Social Bots verliert an Bedeutung. Diskurse in den durch das Los ausgewählten Gruppen ersetzen Tweets.

Losverfahren führen darüber hinaus zu einer präzisen Repräsentativität der Grundgesamtheit. Sie verhindern Diskriminierung nach Geschlecht, Herkunft, Bildung, Alter oder Hautfarbe. Quoten werden überflüssig, und Berufspolitiker verlieren an Einfluss. Gruppen kommen zum Zuge, die sonst übergangen werden oder die wenig Neigung verspüren, am Parteien-Hickhack teilzunehmen. Resignation gegenüber dem politischen System nimmt ab. Wie Matthias Benz und Alois Stutzer für die Schweiz und die EU gezeigt haben, fördert Partizipation das Interesse und die Informiertheit der Bürger.

Losverfahren bringen neue Ideen zutage, die im herkömmlichen Betrieb wenig Chancen haben. Häufig sind es Vorschläge «von aussen», welche die Kreativität dank einer nützlichen Ignoranz gegenüber dem «herrschenden Wissen» beflügeln. Das zeigen empirische Befunde zur Innovationsforschung. Losverfahren sind «Suchmaschinen» für neue Perspektiven.

Wichtig ist schliesslich, dass bei Losverfahren Verlierer ihr Gesicht und ihr Selbstwertgefühl behalten. Gewinner sind bescheidener und eher bereit, auf Ratschläge anderer zu hören. Beides fördert die Kooperation zwischen Gewinnern und Verlierern. Darüber hinaus zeigen empirische Befunde, dass Menschen sozialer handeln, wenn sie wissen, dass sie vom Schicksal – hier dem Los – begünstigt wurden.

Denn sie wussten nichts

Freilich gibt es auch Nachteile. Der häufigste Einwand ist, dass Inkompetente durch das Los an die Macht kommen können. Das Los entscheidet nicht zwischen Fähigen und Unfähigen. Aber auch Abgeordnete sind mitunter sehr schlecht informiert, delegieren ihre Verantwortung an Ausschüsse und unterwerfen sich dem Fraktionszwang. Vor der wichtigen Abstimmung im Deutschen Bundestag über den Euro-Rettungsfonds 2011 haben in einer Umfrage viele Abgeordnete durch beachtliches Unwissen gegläntzt. Im Übrigen können auch Bürger, die per Los ins Amt kommen Zuarbeit von Experten in Anspruch nehmen. Würden sich diese Bürger stärker als gewählte Abgeordnete vom Rat der Experten abhängig machen? Das hängt von ihrem Selbstbewusstsein gegenüber der Expertokratie ab.

Zu Selbstbewusstsein haben sie allen Anlass: Wie der Sozialpsychologe Philip Tetlock nachweist, liefern Fachleute kaum bessere Vorhersagen über politische und ökonomische Trends als aufmerksame Zeitungsleser. Spezialisten überschätzen oft ihre Fähigkeiten darin, Sachverhalte jenseits ihres eigenen Bereichs zu beurteilen. Es könnte schliesslich auch das Verantwortungsgefühl beeinträchtigt werden, weil durch das Los bestimmte Politiker sich am Ende ihrer Legislaturperiode nicht um eine Wiederwahl kümmern müssen. Dem kann – wie in der athenischen Demokratie – dadurch entgegengetreten werden, dass die ausgelosten Amtsträger nach Beendigung ihrer Aufgabe öffentlich Rechenschaft ablegen müssen.

Die genannten Nachteile können jedoch durch ein kombiniertes System aus aleatorischer und repräsentativer Demokratie ausgeglichen werden. Für Aristoteles war ein politisches Verfahren nur dann demokratisch, wenn es Elemente der Lotterie einschloss. Wir sollten von Aristoteles lernen.



Die Autoren sind ständige Gastprofessoren an der Universität Basel und Forschungsdirektoren bei Crema (Center for Research in Economics, Management and the Arts), Schweiz



AVENGER
★
HURRICANE

Chronograf der Superlative. Gehäuse mit 50 mm Durchmesser in Breitlight®. Exklusives Manufakturkaliber B12 mit militärischer 24-Stunden-Anzeige. Offiziell Chronometer-zertifiziert.

KURZ
SCHMUCK UND UHREN

Zürich | Bahnhofstrasse 80
Glatt | Einkaufszentrum



INSTRUMENTS FOR PROFESSIONALS™

Personenkontrolle

**Burkhalter, Uribe, Ordóñez
Maldonado, Gontard, Sieber,
Ackermann, Hermann,
Cancellara, Maier,
Armstrong, Hofer,
Theiler, Spirig, Schurter,
Rima, Hitzfeld**

Kürzlich deckte die *Weltwoche* das «Reinfummeln in Kolumbien» des Eidgenössischen Departements für auswärtige Angelegenheiten (EDA) von **Didier Burkhalter** (FDP) auf. Es ging um finanzielle Zuwendungen des EDA an links-katholische Organisationen, die sich in die kolumbianische Innenpolitik einmischen.

Vor ein paar Wochen hatte sogar der kolumbianische Ex-Präsident **Álvaro Uribe** gemeinsam mit sechzig namhaften Vertretern aus Politik, Wirtschaft und Gesellschaft einen Brief an die Aussenpolitische Kommission des Nationalrats geschrieben und darin unter anderem die Parteinahme der Schweiz in der Volksabstimmung über den Friedensvertrag mit der linksextremen Farc-Guerilla kritisiert. Im Auftrag des EDA spürte daraufhin die Schweizer Botschaft in Bogotá den Unterzeichnern nach: War vielleicht der eine oder andere Name versehentlich auf die Unterstützerliste geraten? Das Ergebnis dieser Detektivarbeit konnte man letzten Freitag im *Tages-Anzeiger* lesen. «Uribes falsches Spiel mit der Schweiz» titelte die Zeitung und gab an, dass etliche Unterzeichner unfreiwillig auf der Liste gelandet seien. Als einziges Beispiel nennt der *Tages-Anzeiger* den ehemaligen Generalstaatsanwalt **Alejandro Ordóñez Maldonado**. Dieser habe sich gegenüber der Schweizer Botschaft von der «Attacks gegen die Schweiz» distanziert. Eine Nachfrage bei Ordóñez zeigt, dass dies falsch ist: «Meine Unterschrift war autorisiert!» (fsc)

Auch sonst zeichnet sich der Kolumbien-Artikel im *Tages-Anzeiger* nicht eben durch übertriebene Faktentreue aus. Er unterstellt Ordóñez Maldonado, als Procurador General de la Nación unter der Regierung von Uribe die strafrechtliche Verfolgung des ehemaligen Schweizer Gesandten und mutmasslichen Farc-Gehilfen **Jean-Pierre Gontard** betrieben zu haben. Auch dies dementiert Ordóñez: «Weder ich persönlich noch andere Beamte meiner Behörde haben in diesem Prozess mitgewirkt.» Des Rätsels Lösung: Es gibt in Kolumbien zwei Strafverfolgungsbehörden. Für den Fall Gontard ist die sogenannte Fiscalía zuständig, nicht die früher von Ordóñez geleitete Procuraduría. (fsc)



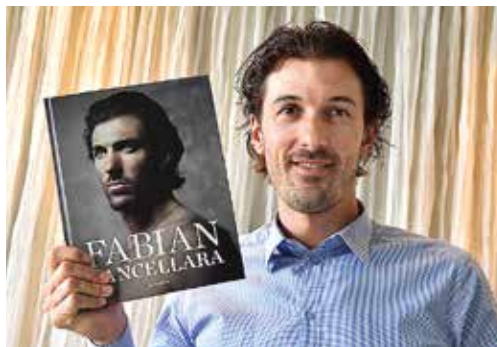
Neue Felder: Meinungsforscher Hermann.



Parteinahme der Schweiz: Ex-Präsident Uribe.



«*Beschlossene Sache*»: Manager Sieber.



«*Tausend Kaffees*»: Sportler Cancellara.

Um die Initiative für einen raschen Atomausstieg zu bekämpfen, preisen gewisse Gegner demonstrativ die von Bundesrat und Parlament aufgegleiste Energiestrategie 2050 als bessere Alternative an. Sie behaupten, der damit verbundene langfristige Ausstieg aus der Kernenergie sei im Gegensatz zum kurzfristigen sinnvoll und machbar. So argumentiert auch **Thomas Sieber**. Bei einem sofortigen Ausstieg bestehe das Risiko von Stromausfällen und Versorgungsengpässen, warnte der Präsident des Energiekonzerns Axpo gegenüber der *Schweiz am Sonntag*. Es brauche mehr Zeit, um die Energiesysteme für die Ära nach dem Atomstrom umzubauen. «Der Ausstieg ist ja beschlossene Sache, die klare Mehrheit der Bevölkerung will ihn (...)» Woher Sieber weiss, dass die Bevölkerung ein Ende des Atomzeitalters wünscht, ist allerdings schleierhaft. In den vergangenen Jahren und Jahrzehnten hat das Stimmvolk im Gegenteil einen Ausstieg mehrmals abgelehnt. (are)

«Da sage noch jemand, die Berner seien langsam», witzelte Verwaltungsrichter **Thomas**



Hintergrundsängerin: Triathletin Spirig.

Ackermann an einer Tagung der St.Galler Juristen zum Thema Schmerzen und Invalidität: «Wir haben zu schnell geurteilt.» Das Bundesgericht sprach am 5. Juni 2015 ein neues Leiterteil zum Umgang mit Schmerzstörungen, die sich nicht beweisen lassen. Und das Berner Verwaltungsgericht wandte die neue Praxis schon im Fall eines angeblich erwerbsunfähigen Bauarbeiters an, dessen Forderung nach einer IV-Rente es am 15. Juli 2015 abwies. Der Anwalt zog vor Bundesgericht, und es gab ihm recht: Er hätte, obwohl ihm die neue Praxis bekannt war, vom Gericht eingeladen werden müssen, sich zu den neuen Forderungen der Bundesrichter zu äussern. «Wenn das Bundesgericht sagt, es ist so», spöttelte Thomas Ackermann, «dann ist es so – auch wenn es nicht so ist.» (sär)

Bislang kannte die Schweizer Öffentlichkeit den Meinungsforscher **Michael Hermann** als «Politgeograf». Was das genau ist, wusste ausser dem Erfinder dieser Profession (Hermann selber) zwar niemand, aber es klang irgendwie gut. Diese Woche hat Hermann eine weither-

um beachtete Umfrage über das Sexualverhalten der Schweizerinnen und Schweizer publiziert. Damit verliess er seine angestammten Felder der Geografie und Politikwissenschaft. In Zukunft sei es Herrn Hermann darum empfohlen, als «Politgeograf und Demoskopie-Sexologe» aufzutreten. (fsc)

Sechzehn Jahre Profiradsport fordern ihren Preis: «Jetzt bin ich gesund», sagt **Fabian Cancellara** auf die Frage nach seinem Befinden als Jungrentner. Der Olympiasieger von Rio de Janeiro stellte in Zürich das vom belgischen Radsportjournalisten **Guy Van Den Langenbergh** verfasste Buch «Fabian Cancellara – Radrennfahrer und Familienmensch» vor. Im Talk mit **Christine Maier** sagte er, dass er Leute wie **Lance Armstrong**, die ihn mit Doping in Verbindung bringen, «auf den Mond schiessen möchte». Hauptthema aber war die Frage, was Cancellara künftig ohne Sport mache. «Ich will die Schulbank drücken und mich weiterbilden», sagt er – um wenig später anzufügen: «In dreissig Tagen müsste das möglich sein.» Länger als einen Monat wird er künftig für seine beiden Töchter Giuliana, 10, und Elina, 4, da sein. So richtig zurückgetreten sei er ja ohnehin noch nicht. «Das wird erst der Fall sein, wenn ich nicht mehr ins Antidoping-Programm integriert bin.» Also ab dem 1. Januar 2017. Was ihm dann für neue Möglichkeiten erwachsen könnten, ist Fabian Cancellara bewusst: «Tausend Kaffees trinken und mit **Polo Hofer** eins rauchen.» Das tönt härter als Mont Ventoux, Alp d'Huez und «Bierhübeli» zusammen. (tre)

Mit der Laureus Charity Night auf dem Militärflugplatz Dübendorf wird traditionellerweise der vorweihnachtliche Spendenmarathon gestartet. Anlässlich des 10-Jahr-Jubiläums der Gala vermeldeten die Veranstalter unter Stiftungspräsident **Rolf Theiler** einen Teilnehmerrekord: 700 Gäste, darunter Schöne und Reiche, alle Kategorien von Cervelat-Prominenten sowie das Gros der Schweizer Olympiamedaillengewinner von Rio. Im Windschatten der Protagonisten übten sich Triathletin **Nicola Spirig** und Mountainbiker

Nachruf



«Goldener Pfau»: Pilotin Yu Xu.

Yu Xu (1986–2016) — Ihr Kampffjet J-10 touchiert den Flügel einer anderen Militärmaschine und stürzt ab. Der Kopilot kann sich mit Fallschirm retten; die junge Pilotin Yu Xu verliert ihr Leben. Sie war nur eine von vier Frauen, die ein Fluggerät dieses Typs in der Volksbefreiungsarmee pilotieren durfte. Sie schaffte damit den Sprung in die Elite der Militärpiloten des Landes nach einer knallharten Selektion. Lediglich 35 Frauen wurden im Jahr 2005 in die Fliegerausbildung berufen, 16 von ihnen erhielten ein Brevet, vier durften schliesslich den J-10 fliegen, ein relativ modernes Mehrzweckkampfflugzeug, das seit elf Jahren im Dienst ist. Hauptmann Yu Xu wurde sogar in die renommierte Flugakrobatikstaffel «1. Au-

gust» berufen, benannt nach dem Gründungsdatum der Volksbefreiungsarmee, dem 1. August 1927. Die Verunfallte genoss bereits zu Lebzeiten Prominentenstatus. Ihren letzten Fernsehauftritt hatte sie vor drei Wochen bei der Airshow China, als sie dem Publikum versicherte, die Sicherheit gehe beim Kunstfliegen stets vor.

Die gutaussehende junge Frau stand im Ruf, unerschrocken zu sein – «Goldener Pfau» lautete ihr anerkennender Übername. Soldatinnen in den Kampftruppen der chinesischen Armee sind nach wie vor selten, lediglich 7,5 Prozent des Bestandes sind weiblich. Die meisten Frauen arbeiten heute in nicht kombattanten Einheiten, sei es in Spitälern oder Forschungslabors. Eigentlich seltsam, gehörten Frauen doch zu Beginn des revolutionären Kampfes im letzten Jahrhundert mit zur Speerspitze der Aufständischen.

Wie oft in solchen Fällen erlangen die Verstorbenen Heldenstatus in den sozialen Netzwerken. Im Fall Yu Xu kursieren nun unterschiedliche Varianten über ihre genauen Todesumstände: Berührte sie mit ihrem Fallschirm ein anderes Flugzeug der Staffel? Oder betätigte sie den Schleudersitz möglichst spät, um die Maschine in offenes Gelände zu pilotieren und Menschenleben zu retten? Wie auch immer – die Volksrepublik und Aviatikfreunde in der ganzen Welt werden sich mit Bewunderung an Yu Xu erinnern. *Rolf Hürzeler*

Nino Schurter als Hintergrundsänger. Im Zentrum des Abends stand aber die Versteigerung zugunsten von Kindern und Jugendlichen.

Beim wertvollsten Lot, einem Mercedes-Benz-Cabriolet Baujahr 1989, bewies Präsident Theiler taktisches Geschick. Mit gezielten Geboten und dem rechtzeitigen Rückzug trieb er den Preis bis auf 150 000 Franken rauf – ohne selber in die Tasche greifen zu müssen.

Insgesamt kam eine Million Franken zusammen. Für gute Laune sorgte Co-Moderator **Marco Rima**. Er stellte alt Nationaltrainer **Ottmar Hitzfeld** die Frage, ob es stimme, dass er (Hitzfeld) abseits vom Fussball «auch so eine Granate» sei. Hitzfeld blickte kurz zu seiner Gattin **Beatrix** und antwortete staatsmännisch antizyklisch: «Ich verfolge die Spiele der Schweizer Nationalmannschaft immer noch sehr intensiv.» (tre)

SKIFERIEN IN DER SILVRETTA ARENA SAMNAUN/ISCHGL MIT 250 PISTEN-KM IM BELIEBTESTEN HOTEL DER SCHWEIZ

07. BIS 20. JANUAR 2017 – SONDERAKTION -10%

PROFITIEREN SIE VON 10% RABATT* AUF ALLE BUCHUNGEN ZWISCHEN 1 UND 6 NÄCHTEN, GÜLTIG AUCH AUF ALLE PACKAGES!

WINTERSAISON VON 24.11.16 BIS 01.05.17 - ZOLLFREI SHOPPING IN SAMNAUN DAS GANZE JAHR!
AB 7 NÄCHTEN PROFITIEREN SIE WEITERHIN VOM GÜNSTIGEN RELAXPREIS UND VON 50% ERMÄSSIGUNG
AUF IHREN 6-TAGES SKIPASS IM RAHMEN DER SILBERSCHNEEWOCHE (07. BIS 28. JANUAR 2017)!

*NICHT KUMULIERBAR MIT ANDEREN RABATTEN ODER SPEZIALAKTIONEN

ZEGG.CH
Hotels & Stories

Engadin Samnaun
grenzenlos zollfrei.

RELAIS & CHATEAUX

15

Sauze Michale

ZEGG Hotels AG | Dorfstrasse 30, CH-7563 Samnaun | T: +41 (0)81 861 90 00
info@hotelchasamontana.ch www.hotelchasamontana.ch

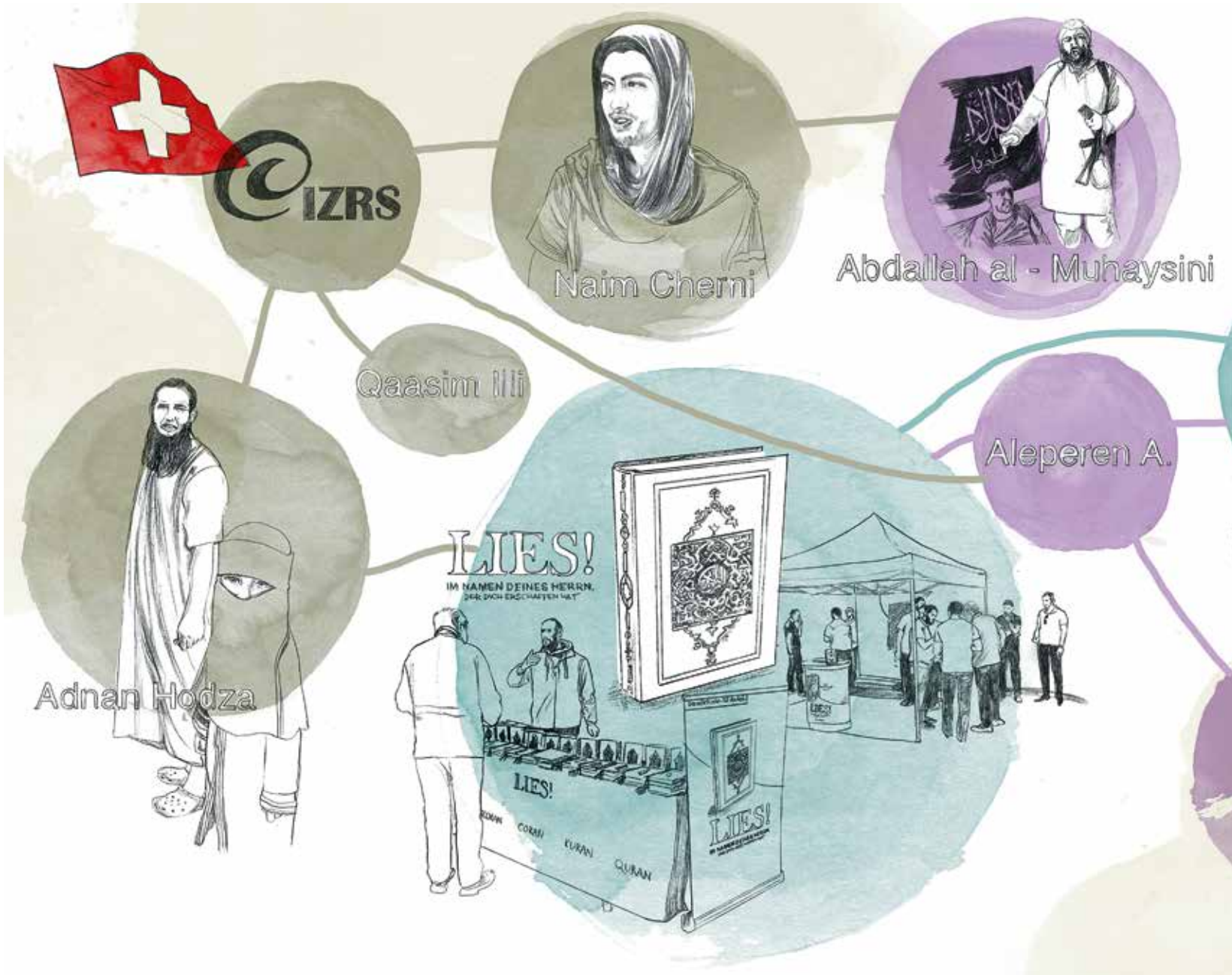
CHASA MONTANA HOTEL & SPA*****

HolidayCheck

2016
AWARD

PLATZ 1

www.schweiz.ch



«Reinheit in Reinform und Sündlosigkeit des Knechts – die vollendete Gerechtigkeit.»

Islamismus

Terrornetzwerk der Schweizer Salafisten

Von Kurt Pelda und Kerstin Luttenfeldner (Illustration)— Zwischen der hiesigen Salafistenszene und Dschihad-Reisenden gibt es klare Verbindungen. Personelle Verflechtungen existieren auch zwischen dem selbsternannten Islamischen Zentralrat und der in Deutschland verbotenen Koranverteilaktion «Lies!».

Wie sind salafistische Organisationen in der Schweiz miteinander vernetzt? Und wo gibt es Anknüpfungspunkte zu Dschihad und Terrorismus? Am offensichtlichsten sind die Verbindungen der Koran-Verteilaktion «Lies!» – auch bekannt unter dem Namen «Die wahre Religion». So sind in einem Propagandavideo, das vermutlich 2012 in Winterthur aufgenommen wurde, neben dem deutsch-palästinensischen «Lies!»-Gründer Ibrahim Abou-Nagie auch die späteren Winterthurer Dschihad-Rei-

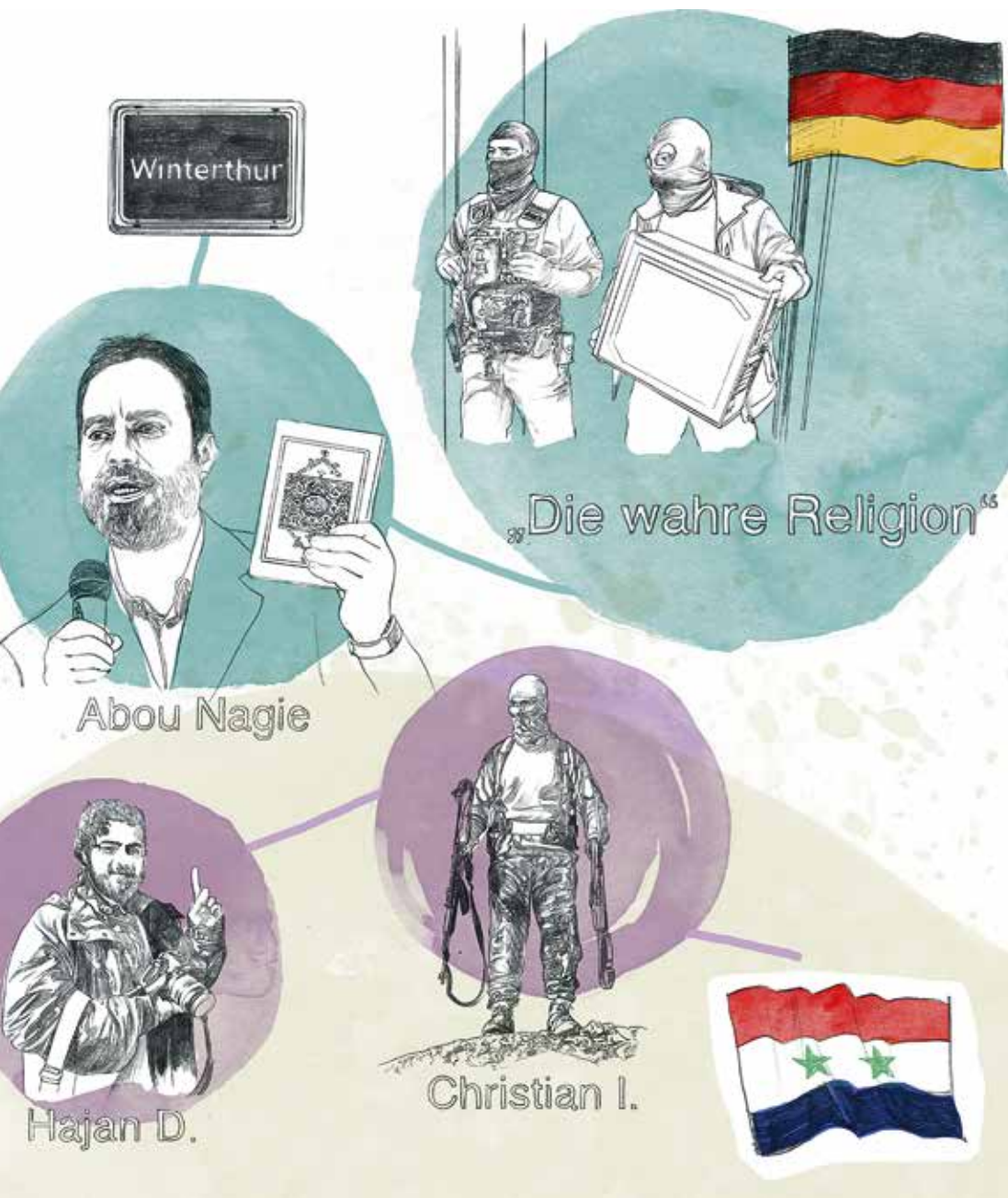
senden Hajan D. und Sandro V. zu sehen. Während der Kurde Hajan D. in der Nähe der syrischen Stadt Kobane ums Leben gekommen sein soll, hat die Bundesanwaltschaft Sandro V. in Untersuchungshaft genommen.

Auch der deutsch-kosovarische Thaibox-Weltmeister Valdet Gashi, der in Winterthur eine muslimische Kampfsportschule betrieb, war ein Aushängeschild von «Lies!». Deutschland hat diese Aktion vor kurzem verboten, nicht zuletzt, weil rund 140 Koran-Verteiler

aus Deutschland in den Dschihad gezogen sind. Neben weiteren Dschihadisten, die sich in Winterthur im Umfeld von «Lies!» radikalisierten, sind auch Koran-Verteiler aus der Nordwestschweiz nach Syrien und in den Irak ausgereist.

«Christen dienen dem Satan»

Ibrahim Abou-Nagie hat in Videos die afghanischen Taliban und die Terroristen von al-Qaida und des IS ehrfürchtig als Mudschahedin und



Brüder bezeichnet und behauptet, dass Christen dem Satan dienen. Zum Start des «Lies!»-Projekts vor knapp fünf Jahren kam der Hassprediger auch in die Schweiz und trat in der Scheich-Zayed-Moschee in Zürich auf. Mit von der Partie war damals auch der junge, aus Mazedonien stammende Imam Selman Ramadani, der schon kurze Zeit später zum religiösen Brandstifter der Winterthurer Dschihadisten-Szene aufsteigen sollte.

In den sozialen Medien verbreitete die Schweizer «Lies!»-Aktion nicht nur Fahnen des Islamischen Staats (IS), sondern auch Videos des in Wien lebenden IS-Hasspredigers Mirsad Omerovic alias Ebu Tejma. Dem amerikanisch-jemenitischen Al-Qaida-Terroristen bot die schweizerische «Lies!»-Aktion auf Twitter ebenfalls eine Propagandaplattform. Die Schweizer Behörden wären also gewarnt gewesen, doch hatte offenbar nur die Aargauer Stadt Brugg den Mut, «Lies!»-Aktionen nicht

zu bewilligen – was offenbar problemlos akzeptiert wurde.

Klar ist, dass «Lies!» und der ähnlich extreme Islamische Zentralrat Schweiz (IZRS) nur einen verschwindend kleinen Teil der in der Schweiz lebenden Muslime repräsentieren. Auch wenn sich der selbsternannte Zentralrat offiziell gerne von Terrorakten und Dschihad-Reisenden «distanziert», verbreitet er in Wirklichkeit genau jene religiös verbrämte Ideologie, deren sich auch die Terrorbewegungen IS und al-Qaida bedienen.

Die salafistischen Rattenfänger versuchen Muslimen einzureden, dass das Diesseits keine Bedeutung habe und es nur darum gehe, sich auf das Jenseits, auf den Eintritt ins Paradies vorzubereiten. Hinzu kommt die Opferrolle, die sie den Muslimen aufschwätzen. Jeder Misserfolg im Leben, jedes eigene Versagen sei letztlich auf die Diskriminierung der Muslime durch die christliche und atheisti-

sche Mehrheit in unserem Land zurückzuführen. Wer keine Frau, Arbeit oder Wohnung findet, der soll die Ursache dafür in der «Islamophobie» der Mehrheit suchen. Dabei ist dieser Begriff bloss eine Chiffre, um die Kritik an der salafistischen, also rückwärts-gewandten Auslegung des Islam zu ersticken.

Natürlich gibt es Ausländer- und Muslimfeindlichkeit in der Schweiz, aber die Kritik am Salafismus hat nichts mit Kritik am Islam schlechthin zu tun. Wer sich über «Islamopho-

Die Kritik am Salafismus hat nichts mit Kritik am Islam schlechthin zu tun.

bie» beklagt, zielt in Wirklichkeit auf die weitverbreitete Ablehnung salafistischer Inhalte, die man getrost als frauen-, schwulen- und jüdenfeindlich bezeichnen kann. Die Vorstellung, man müsse sich am Leben des Propheten Mohammed und an jenem von dessen Jüngern – den «rechtschaffenen Altvorderen» (*as-salaf as-salih* auf Arabisch) – orientieren, ist auch unter schweizerischen Muslimen nicht mehrheitsfähig.

Bei seinen öffentlichen Äusserungen etwas vorsichtiger als der deutsche Hassprediger Abou-Nagie ist Qasim Illi, massgebliches Vorstandsmitglied des IZRS und bereits 2005 rechtskräftig wegen antisemitischer Rassen-diskriminierung verurteilt. Er klickt in den sozialen Medien bloss einmal auf «Gefällt mir», wenn die Taliban Teile der nordafghanischen Stadt Kundus einnehmen; oder dann schreibt er auf Twitter nach der Enthauptung des amerikanischen Journalisten James Foley durch den IS: «Jetzt rollen wieder amerikanische Köpfe im Irak. James Wright Foley verflucht US-Regierung vor seiner Hinrichtung.»

In einem Artikel über die Invasion der Israelis im Gazastreifen verherrlicht Illi die palästinensischen Qassam-Brigaden, die sich unter anderem auf der Terrorliste der EU befinden: Ihr Kampf diene in erster Linie dem wohl anspruchsvollsten Gottesdienst, dem selbstlosen, völlig altruistischen Kampf auf dem Weg Allahs. Im Jenseits warteten dann Gärten, in denen Milch und Honig fliessen, und «Reinheit in Reinform und Sündlosigkeit des Knechts – die vollendete Gerechtigkeit». Mit diesem kitschigen Quatsch verherrlicht Illi den Dschihad und das Märtyrertum – in ganz ähnlicher Weise wie al-Qaida und der IS.

Gesegnet seien die Märtyrer

Es wäre allerdings falsch, dem IZRS vorzuwerfen, er unterstütze den IS. Die Sympathien des IZRS-Vorstands scheinen vielmehr bei der syrischen Nusra-Front zu liegen – der heutigen «Front für die Eroberung Gross-Syriens». Diese ist nicht nur die militärisch mit Abstand stärkste Filiale von al-Qaida, sondern auch eine erbit-

terte Gegnerin des IS. Das ändert aber nichts daran, dass es sich dabei um eine Terrororganisation handelt, die im Westen «Kreuzritter» sieht und von der Vernichtung Israels träumt. Weil IZRS-Vorstandsmitglied Naim Cherni in Syrien einen saudi-arabischen Nusra-Terroristen interviewte und dessen Aufruf an die europäische Jugend, nach Syrien in den Dschihad zu ziehen, in einem Video unkritisch wiedergab, hat Cherni nun ein Verfahren der Bundesanwaltschaft am Hals. Im selben Machwerk des «Filmemachers» ertönen im Hintergrund Klänge der palästinensischen Terrororganisation Hamas mit den auf Juden gemünzten arabischen Worten: «Wir schwören, wir werden ihnen in jedem Tal entgegentreten. Dann werden

Mit kitschigem Quatsch verherrlicht Illi den Dschihad und das Märtyrertum.

die Flaggen hochgezogen, das sind die Fahnen des Dschihad. [...] So ergreift sie und tötet sie, wo auch immer ihr sie findet, und schlägt jeden, ertränkt sie im Blut.» In einem anderen Video, das Cherni in Syrien drehte, wird im Begleitgesang die Nusra-Front verherrlicht: «Gott hat das Erscheinen der Nusra-Front gebilligt. Sie wird nie zerbrechen, denn der Tod liegt vor ihr.»

Sicherheitsmänner und «Leitwölfe»

Dass die Führungsebene des IZRS den IS ablehnt, bedeutet aber nicht, dass einfache Mitglieder das ebenfalls tun. Erinnern wir uns zum Beispiel an die Anfänge des IZRS im Jahr 2009, als das Stimmvolk das diskriminierende Minarettverbot an der Urne annahm. Damals standen gerade mal elf Namen auf der Liste der Zentralrats-Aktivmitglieder. Drei von ihnen, das entspricht mehr als 25 Prozent, verbreiteten später in den sozialen Medien Symbole oder Sympathiebekundungen in Zusammenhang mit dem IS. Zum Beispiel der in der Nordwestschweiz lebende Bardul Destanovski, der seine Töchter nicht zum gemischtgeschlechtlichen Schwimmunterricht schickte und auf Facebook zeitweise eine IS-Flagge als Profilbild hochgeladen hatte; oder der aus Mazedonien stammende Muamed I. in Widnau SG, der unter anderem eine Weltkarte in den Farben des IS gepostet hatte; und Jetmir N. aus Murten, der ein Video mit einer IS-Flagge und einem Lied verbreitete, in dem es beispielsweise auf Albanisch heisst: «Ich bin Allahs Märtyrer. Ich lebe, ich bin nicht gestorben [...] Gesegnet seid ihr, die ihr als Märtyrer gefallen seid. Ihr verdient eine hohe Belohnung, ihr werdet das Vergnügen haben, das Paradies zu sehen.»

Nicht vergessen sollte man bei dieser Aufzählung das ehemalige IZRS-Vorstandsmitglied und den «Minister für Infostände», Kilian C., einen bekennenden IS-Fan, der mit seiner For-

» Fortsetzung auf Seite 22

Justiz

Guantánamo statt Bellinzona?

Von Alex Baur — Strafrechtsprofessor Daniel Jositsch warnt vor übertriebenen Erwartungen: Terroristen lassen sich von Strafen kaum beeindrucken.

Deutschland hat islamistische «Lies!»-Aktionen verboten, bei uns dürfen die fundamentalistischen Salafisten nach wie vor öffentlich auf Seelenfang gehen. Hat die Schweiz wieder mal Nachholbedarf?

Grundsätzlich wäre ein solches Verbot auch bei uns möglich, sofern tatsächlich zu Straftaten aufgerufen wird. Ob das der Fall ist, weiss ich nicht. Einfach den Koran zu verteilen, ist sicher nicht strafbar. Wir kommen da schnell in Konflikt mit der Religions- und Meinungsäusserungsfreiheit. Eine ganz andere Frage ist, ob ein solches Verbot auch etwas bringt. Und da sollten wir uns keine Illusionen machen: Das Strafrecht betrifft in erster Linie Verbrechen, die begangen wurden – gegen Verbrechen, die allenfalls begangen werden könnten, ist es eine ziemlich stumpfe Waffe.

Ein Hassprediger, der dazu aufruft, Ungläubige zu töten, kann ja immer sagen, er habe nur den Koran zitiert, in dem es offenbar solche Passagen gibt. Wo liegt da die strafrechtliche Grenze?

Das kommt auf die Umstände an, aber die Abgrenzung ist sicher schwierig. Ein Aufruf zu Gewalt ist schon strafbar; es braucht allerdings relativ viel, der Aufruf muss konkret und explizit sein. Niemand will ein Gesinnungsstrafrecht. Das Problem liegt an einem anderen Ort: Ein Fanatiker, der zu allem bereit ist, lässt sich durch eine bedingte Geldstrafe oder auch durch einen vorübergehenden Gefängnisaufenthalt nicht beeindrucken. Den Terrorismus bekämpft man damit leider nicht.

Am Bundesstrafgericht in Bellinzona gab es ja schon mehrere Prozesse und auch Urteile gegen Mitglieder oder Sympathisanten des IS. Nach höchstens ein paar Monaten Gefängnis waren alle wieder draussen, ausschaffen kann man die Leute in der Regel auch nicht, sei es aus familiären Gründen oder weil das Asylrecht sie schützt. Sind unsere Strafen nicht zu milde?

Wollen Sie einen Fanatiker lebenslänglich einsperren, weil er etwas Verbotenes gesagt hat? Das wäre ein radikaler Bruch mit unse-

rem Rechtssystem, und ich bezweifle, dass das etwas bringen würde. Eine graduelle Erhöhung der Strafe bringt andererseits wenig, da sich ein Radikalisierte durch ein paar Monate oder auch Jahre mehr oder weniger Gefängnis kaum beeindrucken lässt. Wir müssen akzeptieren, dass sich nicht jedes Problem per Strafrecht aus der Welt schaffen lässt. Ein Attentäter, der ein konkretes Verbrechen verübt hat, wird schon

heute hart bestraft, so man ihn fassen kann – doch wie wollen Sie, um ein Extrembeispiel zu nennen, einen Selbstmordattentäter bestrafen? Im präventiven Kampf gegen den Terrorismus sind vor allem die Nachrichtendienste gefordert. Deshalb haben wir die Kompetenzen des Nachrichtendienstes in der Schweiz ausgebaut.

Das klingt ja ziemlich fatalistisch. Die Nachrichtendienste können ja nicht viel mehr tun als beobachten und warnen. Ist

das nicht eine Kapitulation des Rechtsstaates? Im Extremfall bleibt uns am Schluss noch die Option Guantánamo – potenzielle Täter werden ohne Prozess weggesperrt, auf das Risiko hin, dass es auch mal einen Unschuldigen trifft. Oder sollen wir Terroropfer einfach in Kauf nehmen?

Die Bedrohung durch den Terrorismus gibt es schon lange. Sie hat sich in den letzten Jahren insofern verändert, als sich der Fokus der Terroristen von den Exponenten aus Wirtschaft und Politik auf Zufallsoffer verlagert hat und die Anschläge zusehends von Einzeltätern verübt werden, die einfach möglichst viele Menschen töten wollen. Das können wir natürlich nicht tatenlos hinnehmen. Deshalb befürworte ich, wie gesagt, einen Ausbau der Nachrichtendienste. Doch Guantánamo kann auch nicht die Lösung sein. Wir würden damit unsere Grundwerte über Bord werfen, die wir ja schützen wollen.



Daniel Jositsch.

Daniel Jositsch ist Professor für Strafrecht an der Universität Zürich und SP-Ständerat des Kantons Zürich.

Die grösste Schweizer Wirtschaftszeitung
www.handelszeitung.ch/abo

PRÄZIS

SEIT 1861

Fotografie: Alberto Venzago



derung nach noch mehr Terroranschlägen in Frankreich ein Verfahren der Bundesanwaltschaft gegen sich auslöste. In einem Propagandavideo des Islamischen Zentralrats, das in der Basler Fetih-Moschee aufgenommen wurde, sitzt er neben dem Liestaler Ferhat A. am Boden. Ferhat A., ebenfalls IZRS-Mitglied, hat an Infoständen des Islamrats auch schon religiöses Werbematerial verteilt. Später schloss er sich dem IS in Syrien an und soll mittlerweile umgekommen sein. Bezeichnend ist das Verhalten des IZRS gegenüber dem IS-Fan Kilian C. Dessen Mitgliedschaft suspendierte der Rat nicht etwa wegen C.s öffentlicher Sympathiebekundungen gegenüber dem IS, sondern erst, als bekannt wurde, dass die Polizei bei Kilian C. roten Phosphor gefunden hatte. Damit liesse sich theoretisch eine Bombe bauen, doch war das mit grosser Wahrchein-

Koranausgaben der Aktion «Lies!» wurden zum Teil auch an Infoständen des IZRS verteilt.

lichkeit nie die Absicht des exzentrischen Baselbieter Salafisten.

Alperen A. aus Arbon, der 2013 bei einer IZRS-Benefizveranstaltung für Syrien als Sicherheitsmann in Erscheinung getreten war, schloss sich nicht dem IS an, sondern der syrischen Nusra-Front. Er ist ein gutes Beispiel dafür, dass es zwischen dem IZRS und «Lies!» enge personelle Verflechtungen gibt. Alperen A. war nicht nur in Winterthur und Zürich an «Lies!»-Aktionen mit dabei, sondern wurde auch zusammen mit Ibrahim Abou-Nagie in Deutschland gesehen. Ein weiterer ehemaliger IZRS-Sicherheitsmann, Adnan Hodza aus Embrach, stand schon ganz zu Beginn des Zentralrats auf der Liste der Aktivmitglieder. Immer wieder tauchte er an IZRS-Infoständen in der Region Zürich auf, bevor er als Koranverteiler bei «Lies!» mitmachte. Er kannte unter anderem sowohl den Dschihadisten Alperen A. als auch den inhaftierten Sandro V., den sogenannten «Leitwolf» von Winterthur. Mindestens drei zusätzliche Koranverteiler aus den Regionen Zürich und Winterthur waren bei einem Raclette-Essen beziehungsweise an Spielen einer IZRS-Fussballmannschaft zugegen. Vergleichbare personelle Verflechtungen herrschen in der Nordwestschweiz: Der aus Mazedonien stammende Schweizer Spetim Dauti, seines Zeichens «Emir» von «Lies!» in Basel, wurde diesen Sommer nicht nur bei der IZRS-Veranstaltung «Islam Salam», sondern angeblich auch in Basel in Begleitung der Zentralrats-Vorstandsmitglieder Qasim und Nora Illi gesichtet. Im Übrigen wurden Koranausgaben der Aktion «Lies!» zum Teil auch an Infoständen des IZRS verteilt. ○

Religion

Sondersetting für IS-Sympathisantin

Kann man eine hartnäckige Sympathisantin des Islamischen Staats (IS) resozialisieren? Die Stadt Winterthur versucht es.

Vor dem langgezogenen, zweistöckigen Gebäude befindet sich ein Schild. Darauf steht: «Wir integrieren Menschen.» Es ist das Motto der Arbeitsintegration Winterthur, einer Unterabteilung des Departements Soziales, für das Stadtrat Nicolas Galladé (SP) verantwortlich zeichnet. Zur Arbeitsintegration gehört auch die Papiermanufaktur im Hochparterre des Gebäudes an der Palmstrasse 16. Gleich neben der Manufaktur befindet sich der hauseigene Verkaufsladen, in dem zum Beispiel bunte Notizblöcke und Spiralblöcke mit dem Aufdruck «Denkzettel» feilgeboten werden.

Etwas weiter hinten im Gang ist eine Frau im veilchenblauen Ganzkörperschleier damit beschäftigt, Material in einen Schrank einzuräumen. Der Schleier lässt nur das Gesicht frei. Es ist die 30-jährige Franziska S., Tochter eines ehemaligen Winterthurer CVP-Politikers und Möchtegern-Dschihadistin. Eine Karte mit ihrem Namen steckt in einer Ablage mit der Aufschrift «anwesend» rechts neben einer Stechuhr. Mit Ausnahme des Chefs arbeiten in der Papiermanufaktur ausschliesslich Frauen. Das kommt der Salafistin entgegen, denn ihr Glaube verbietet ihr den Kontakt mit Männern am Arbeitsplatz.

Kindsentführung

Franziska S. hat längere Zeit mit ihrem ägyptischen Ehemann in Ägypten gelebt. Wo und wie sie sich genau radikalisierte, ist unklar. Jedenfalls kam sie eines Tages auf die Idee, den gemeinsamen vierjährigen Sohn aus Ägypten zu entführen, um ihn via Griechenland und die Türkei nach Syrien zum Islamischen Staat (IS) zu bringen. Der Ehemann roch den Braten aber und alarmierte die Polizei, der die Winterthurerin dann in Griechenland ins Netz ging. Ein griechisches Gericht sprach dem Vater dann laut Medienberichten das Sorgerecht für den Sohn zu. Franziska S. wurde alleine in die Schweiz abgeschoben. Gegen sie führt die Bundesanwaltschaft derzeit ein Verfahren wegen Verstosses gegen das sogenannte IS-Gesetz.

Franziska S. ist keine bildungsferne Dumpfbacke wie manch andere Dschihad-Reisende. Sie spricht neben Deutsch auch Englisch, Französisch und Arabisch. Laut



Salafistische Extrawünsche: Franziska S.

ihrem Xing-Profil hat sie sich zuerst zur Diplomkauffrau ausbilden lassen, dann das Diplom als Tourismusfachfrau erworben und anschliessend an der Zürcher Hochschule für angewandte Wissenschaften in Winterthur den Bachelor in Betriebswirtschaftslehre abgelegt. Ehemalige Mitstudentinnen bezeichnen sie als unauffällig.

Keine Reue

Die Frau ist also durchaus qualifiziert, weshalb man nicht so richtig verstehen will, warum sie auf Kosten der Steuerzahler in der Papiermanufaktur beschäftigt werden muss. Hat das vielleicht damit zu tun, dass sie wegen ihres radikal interpretierten Glaubens keine normale Arbeitsstelle übernehmen will, weil sie dort – Gott behüte – auf Männer stossen könnte? Und ist es allenfalls Aufgabe des Steuerzahlers, solche salafistischen Extrawünsche zu respektieren und vor allem auch noch zu finanzieren?

Eine mögliche Erklärung wäre, dass man die IS-Sympathisantin, die bisher keine Reue zeigte, gerne unter Kontrolle hätte, denn sonst müsste man sie rund um die Uhr observieren. Und das käme den Staat noch viel teurer zu stehen. So steht Franziska S. von 8 Uhr morgens bis 16.45 Uhr unter Aufsicht. Was sie in ihrer Freizeit macht, ist nicht so klar. Sie wurde allerdings schon öfter in der berühmten Winterthurer An-Nur-Moschee gesehen, wohin auch andere IS-Anhänger zum Gebet gehen.

Kurt Pelda



Exklusive Kulturreise «500 Jahre Reformation»

Auf den Spuren von Martin Luther

Erleben Sie Weltgeschichte am Ort des Geschehens.
Unter kompetenter Leitung bereisen Sie Luthers Wirkungsstätten in
Eisenach, Erfurt, Leipzig und Wittenberg.

1517 nagelte Martin Luther in Wittenberg seine 95 Thesen an die Kirchentüre. Der Augustinermönch geisselte die Prunksucht der katholischen Kirche, den Ablasshandel und die Allmacht der Päpste. Die darauf folgende Reformation veränderte Europa und die Welt grundlegend.

Sie reisen in komfortablen Deluxe-Bussen und logieren mitten in Erfurt und Leipzig in gehobenen Vier-Sterne-«Radisson Blu»-Hotels.

Ihr Reiseleiter: Lothar Schulz

Der Historiker, geboren 1954 in der ehemaligen DDR, studierte an der Berliner Humboldt-Universität und beschäftigte sich wissenschaftlich mit der Geschichte des Mittelalters. Seit der Wiedervereinigung

Deutschlands ist er auf Kultur- und Studienreisen spezialisiert. Historische Fakten und amüsante Anekdoten bereichern die packenden Exkursionen.

Programm:

1. Tag: Reise nach Erfurt
2. Tag: Weimar und Erfurt
3. Tag: Eisenach und Wartburg
4. Tag: Erfurt, Eisleben und Leipzig
5. Tag: Leipzig
6. Tag: Wittenberg und Torgau
7. Tag: Rückreise

Weltwoche-Spezialangebot

Kulturreise

«Martin Luther – 500 Jahre Reformation»

Eurobus-Reisen vom 9. bis 15. Juli 2017 und vom 20. bis 26. August 2017

Leistungen:

Reise im Deluxe-Bus mit 2+1-Bestuhlung (max. 33 Personen)
3 Übernachtungen im ****Hotel «Radisson Blu», Erfurt
3 Übernachtungen im ****Radisson Blu-Hotel, Leipzig
3-mal Halbpension, 3-mal Übernachtung mit Frühstück
Reiseleitung durch Lothar Schulz

Preis:

Doppelzimmer: Fr. 1445.– pro Person
Einzelzimmerzuschlag: Fr. 240.–
(Versicherungen nicht inbegriffen)

Buchung:

Reservieren Sie Ihr Arrangement telefonisch über Telefon 056 461 63 63. Bitte Stichwort «Platin-Club» angeben.

Informationen und Detailprogramm:

www.eurobus.ch
Veranstalter: Eurobus AG
Schwimmbadstrasse 1, 5210 Windisch

www.weltwoche.ch/platinclub



Zum Vierten!

Von Henryk M. Broder —
Gedämpfte Freude nach Merkels
Kandidaturverkündung.



Ein Tag nach der Wahl zum Berliner Abgeordnetenhaus am 18. September, bei der die CDU mit 17,6 Prozent der Stimmen auf ein Allzeittief abstürzte, trat die Parteivorsitzende und Kanzlerin vor die Presse, um die Verantwortung für das «sehr bittere» Wahlergebnis zu übernehmen. Man habe Fehler «im Umgang mit der Flüchtlingskrise» gemacht; «Richtung und Ziel» der Flüchtlingspolitik seien «nicht ausreichend» erklärt worden. Aber: «Ich habe das absolut sichere Gefühl, dass wir aus dieser komplizierten Phase besser herauskommen werden, als wir hineingegangen sind.»

Das «absolut sichere Gefühl» einer sonst emotionsfrei agierenden Physikerin war vollkommen berechtigt, zumindest in Bezug auf ihre eigene politische Perspektive. Nur zwei Monate später empfing sie den noch amtierenden amerikanischen Präsidenten in Berlin und liess sich von ihm zur besten Kanzlerin aller Zeiten salben. Merkel, so Obama, sei «herausragend» gewesen. «Wenn ich hier wäre und wenn ich Deutscher wäre und eine Stimme hätte; ich könnte sie unterstützen.» Es war eine klare Wahlempfehlung, ausgesprochen von einem Mann, dessen Amtszeit in wenigen Wochen vorbei sein wird. Aber Merkel durfte sich trotzdem bestätigt und ermuntert fühlen.

Kaum war Obama abgereist, gab sie letzten Sonntag ihre Kandidatur für eine vierte Amtszeit bekannt. Niemand war wirklich überrascht, die Reaktionen aus ihrem Umfeld zeugten von einer gedämpften Freude, wie sie immer dann eintritt, wenn eine Ahnung zur Gewissheit wird. Merkel stehe «als Fels in der Brandung in einem Europa», das immer unsicherer geworden sei, sagte die ehemalige Ministerpräsidentin von Thüringen, Christine Lieberknecht. «Sie hat Deutschland sicher durch alle Krisen geführt.» Bedenklich an dieser Feststellung war nur das Wort «durch». Würde es durch «in» ersetzt, ergäbe der Satz einen Sinn. Ein anderer Oldtimer der CDU, Bernhard Vogel, präziserte: «Mit Angela Merkel wird es nicht leicht werden, die Wahlen zu gewinnen. Aber ohne Angela Merkel wird es viel, viel schwieriger, wenn überhaupt möglich, die Wahlen zu gewinnen.»

Und nur darauf kommt es an. Der Sturm heisst Europa, und der Fels in der Brandung hört auf den Namen «Mutti».

Sehenden Auges ins Nichts

Von Silvio Borner — Der Atomausstieg, vorgesehen in der Initiative und in der Energiestrategie 2050, ist ein gefährliches Experiment und ein planwirtschaftlicher Wachstumskiller.

Auch nach dem kommenden Abstimmungs-sonntag ist überhaupt nicht klar, wie es in der Strompolitik weitergehen soll. Bei einem Ja zur Atomausstiegsinitiative (AAI) muss das Parlament bei der sogenannten Energiestrategie 2050 (ES50) nochmals gründlich über die Bücher: Denn die Kernkraftwerke würden rasch verschwinden und ihre Funktion als «Ruhekissen» verlieren. Die unverbindlichen Wunschträume der ES50 für die Jahre 2035 oder gar 2050 müssten ebenso unverzüglich wie schonungslos durch konkrete Massnahmen (Gaskraftwerke!) für die 2020er Jahre abgelöst werden. Das verabschiedete Gesetz mit laufendem Referendum müsste angepasst werden. Darin sehe ich nebst horrenden volkswirtschaftlichen Kosten und Risiken der AAI auch eine Chance!

Kommt ein Nein, was ich nach wie vor hoffe, dann landen wir in der paradoxen Situation, dass die wichtigsten Argumente gegen die AAI – höchstens mit einer zeitlichen Verzögerung – auch gegen die ES50 Gültigkeit behalten. Der Zeitgewinn hätte den Vorteil, dass «geordneter» ausgestiegen werden könnte, aber den Nachteil, dass dank mehr Zeit zum Träumen auch mehr Fehlinvestitionen realisiert würden.

Welches sind die zentralen Aspekte, die gegen die AAI und die ES50 sprechen?

1 — Beide würden die Versorgungssicherheit beim Strom gefährden. Dies, weil erstens die nicht plan- und nicht steuerbaren Sonnen- und Windkapazitäten mit ihren geringen Lastfaktoren und Winterschwächen grundsätzlich die Kernenergie nicht ersetzen können. Und weil zweitens die als Ersatzlösung verbleibenden zusätzlichen Stromimporte aus netztechnischen, marktbedingten und vor allem aus politischen Gründen nicht gesichert sind. Drittens: Geothermie und Biomasse können bis 2035 nicht zur Verfügung stehen.

2 — Wegen der Gefährdung der Versorgungssicherheit entstünden bei Annahme der AAI wie auch der ES50 weitere indirekte volkswirtschaftliche und ökologische Kosten. Die Strompreise auf Verbraucherstufe würden stark ansteigen, denn mit zunehmendem Anteil Flatterstrom steigen auch die Kosten auf der Systemebene überproportional an: Puffer-, Speicher-, Reserve- und Integrationskosten. Zudem würden die Risiken von Zwangsabschaltungen oder gar Blackouts zunehmen, weil gerade im Winter auch die Nachbarländer Strommangel haben werden.

3 — Effizienz (technische Verbesserung bei Strombedarf) und Suffizienz (freiwilliger oder erzwungener Konsumverzicht) können das Wachstum der Stromnachfrage nicht oder nur unter grossen Wachstumsverlusten verhindern. Weil erstens die geringe Energiedichte von Sonne und Wind und die überwiegend ungünstigen Wetterbedingungen den Effizienzverbesserungen bereits in der Produktion enge physikalische Grenzen setzen, die sich bei der Speicherung noch verschärfen. Und zweitens, weil das Wachstum der Bevölkerung und die Trends weg von fossilen Energieträgern bei Wärme und Verkehr die Nachfrage nach Strom erhöhen.

4 — Die Umsetzung der Initiative wie auch der ES50 hätte sozial unerwünschte Wirkungen, weil erstens nur die Empfänger der kostendeckenden Einspeisevergütung, Hausbesitzer mit Investitionsbeihilfen und auch die Netzverteiler mit den im Monopol gefangenen KMUs und Haushalten profitieren würden. Und weil zweitens wegen des Abgleitens in eine staatliche Planwirtschaft auch die zukünftigen Steuerzahler zur Kasse gebeten würden: durch als Lenkungsabgaben getarnte Steuern oder durch nicht mehr auf Kunden überwälzbare Kosten für Produktion und Speicherung.

5 — Längerfristig verursacht der Ausstieg aus der Kernenergie, aber

insbesondere ein Technikverbot bei der Nuklearenergie im Rahmen von AAI oder ES50, den grössten volkswirtschaftlichen Schaden. Im Unterschied zu den unnötigen Kosten für den Ausbau von Sonnen- und Windenergie und den damit verbundenen Systemkosten hat ein Technologieverbot vor allem nicht direkt sichtbare «Verzichts- und Opportunitätskosten», die das Produktivitätswachstum indirekt bremsen. Dabei geht es nicht nur um das Verbot von zukünftigen Nukleartechnologien mit grossem ökonomischem und ökologischem Potenzial, sondern auch um den politischen Primat oder das staatliche Diktat über Forschung und Entwicklung im Allgemeinen. Dies ist einer offenen und aufgeklärten Gesellschaft unwürdig, aber auch volkswirtschaftlich extrem schädlich. Politisch vorgespurte und staatlich finanzierte Innovationen sind zum Scheitern verurteilt. Die digitale Revolution war nur deshalb möglich, weil sie technisch der Politik voraus-eilt und noch -eilt. Solar- und Windenergie laufen der Politik nach – ins Chaos oder, wie Professor Hans-Werner Sinn sagte, ins «Nichts».



Trump und Anti-Trump

Von Jürg Altwegg — Im Duell der Favoriten triumphiert der belächelte Dritte: François Fillon, ein Politiker ohne schlechte Eigenschaften, hat gute Aussichten, Frankreichs nächster Staatspräsident zu werden.

They never come back: Es gibt für abgewählte Präsidenten keine Rückkehr an die Macht. Schon Giscard d'Estaing hatte es vergeblich versucht. Nicolas Sarkozy ging aufs Ganze – und war in der ersten Runde k.o. Bei der Vorwahl seiner Partei, der Republikaner, hat ihm die Linke den Todesstoss versetzt. Der haushohe Favorit Alain Juppé ist angezählt und war drauf und dran, das Handtuch zu werfen. François Fillon, dem die Meinungsumfragen zwei Wochen zuvor einen Rückstand von 15 Prozent bescheinigten, hat diesen in einen noch grösseren Vorsprung verwandelt. «Mister Nobody» – auch «Droopy» genannt, weil er wie ein geschlagener, treuer Hund aussieht – hat ein spektakuläres Ergebnis erreicht: 44 Prozent.

Sein Sieg ist eine Sensation und nicht unbedingt ein Debakel der Meinungsumfragen und Medien, die ihn nicht haben kommen sehen. Es gab zu viele Ungewissheiten und Stimmungswchsel bei diesen merkwürdigen Vorwahlen der Republikaner (LR), die eine Premiere waren. Sarkozy, der seinen Premierminister und jetzigen Rivalen als «meinen Mitarbeiter» bezeichnete, konzentrierte seinen Wahlkampf auf Alain Juppé, dem er eine Kungelei mit der Mitte und deren Aushängeschild François Bayrou unterstellte, der 2012 seine Niederlage besiegelt hatte. Im Nachhinein konnten die Meinungsumfragen zumindest die Zahl der linken Wähler ziemlich genau erfassen: Sie entspricht dem Rückstand des eliminierten Sarkozy auf Juppé.

Abschaffung der Reichensteuer

Dass auch Juppé auf seinem Höhenflug richtiggehend abgestürzt ist, erstaunt weniger: Es ist das Schicksal des allzu frühen Favoriten: Edouard Balladur hatte es 1995 im Duell mit dem damaligen Aussenseiter Jacques Chirac aus der gleichen Partei ereilt. Chiracs damaliger Wahlkampfchef leitet jetzt die Kampagne von Fillon, dem die von Sarkozy geschürte Angst der Republikaner vor der Mitte einen Boulevard eröffnete. Alle gegen Sarkozy, Sarkozy gegen Juppé – Fillon blieb von Angriffen verschont. Nicht die Meinungsumfragen und Medien – seine Gegner hatten ihn nicht richtig ernst genommen. Ein Anhänger Juppés kommentiert: «Sarkozy hat Juppé getötet und sich dabei gleich selber umgebracht. Fillon geht über Leichen.»

Doch ein Killer ist er nicht, und das hat man ihm als Schwäche vorgeworfen. Er überzeugte in den TV-Debatten. Sarkozy schöpfte seine

letzte Hoffnung aus dem Triumph von Trump. Beim Stichwort Islam höhnte er, dass die Schüler sich in der Kantine, wenn sie den Schinken verschmähen, einfach zwei Portionen Pommes frites reinhauen sollen. Auch das hat nicht mehr funktioniert. Stärker als die ansteckende ist in Frankreich die abschreckende Seite des Trump-Effekts, und sie spielte für den Biedermann Fillon. Er ist der Anti-Trump schlechthin, seriös, sachlich, standfest. Anständig, glaubwürdig und verlässlich, ohne Skandale und Affären. Seine frivolste Leidenschaft ist sein Faible für die Formel 1. Als klar wurde, dass er eine Chance hat, entstand eine starke Dynamik, die von den Meinungsumfragen wahrgenommen wurde. Nur das Ausmass seines Vorsprungs hat alle überrascht. Fillon erklärte ihn mit einer Metapher aus dem Automobilsport: «Man kann auch noch auf der letzten Geraden gewinnen. Ein ultranervöser Lenker ist nicht der beste Pilot.»

Ausser der Abschaffung der Reichensteuer hat Fillon keinerlei Wahlversprechen gemacht, aber ein schmerzhaftes Reformprogramm angekündigt. Steuersenkungen für alle Einkommen hält er für verfrüht, nur für Unternehmen wird es sie geben. Die Mehrwertsteuer will er um zwei Prozent erhöhen, die Sanierung des Haushalts hält er für eine Priorität. 500 000 Stellen will er im Staats-

apparat abbauen, das Rentenalter auf 65 Jahre anheben und die wöchentliche Arbeitszeit auch für Beamte von 35 auf 39 Stunden. Ausserpolitisch steht er für eine Annäherung an Russland. Seine liberale Wirtschaftspolitik geht mit einer extrem konservativen Gesellschaftspolitik einher. Hinter der späten Dynamik seiner Kandidatur stehen die katholischen Kreise der «Manif pour tous», die aus dem Protest gegen die Homosexuellen-Ehe entstand. Fillon will diese nicht abschaffen, aber gegen die Adoption durch gleichgeschlechtliche Paare und die künstliche Befruchtung wie Leihmutterchaft vorgehen.

Am Donnerstag kommt es im Fernsehen zum Schlagabtausch zwischen den beiden «Republikanern» mit den unterschiedlichen Projekten. Alain Juppé will zeigen, wie unrea-

Seine liberale Wirtschaftspolitik geht mit einer extrem konservativen Gesellschaftspolitik einher.

listisch und reaktionär Fillons Programm im Dienste der konservativen Revolution sei. Sarkozy hat sich für seinen ehemaligen «Mitarbeiter» ausgesprochen. Auch auf die Linke kann Juppé kaum mehr hoffen: Sie hat ihr taktisches Ziel erreicht, Fillon ist ihr als Gegner im Endkampf lieber als Juppé. Eine neuerliche Kehrtwendung kann nicht ausgeschlossen werden. Aber von irgendeiner Dynamik für Alain Juppé ist nichts zu spüren. Am Sonntagmorgen, wenn die Wahllokale öffnen, steht François Fillon in der Pole-Position für die Kandidatur der Republikaner – und am Abend wohl für die französische Präsidentschaft schlechthin.



Ohne Skandale und Affären: Präsidentschaftsanwärter Fillon.

Rechtsblinkende Karrieristen

Von Christoph Mörgeli

Bei der Sozialdemokratischen Partei gibt es nie Linksabweichler. Aber es gibt offenbar Rechtsabweichler. Dies berichtete jedenfalls in grosser Aufmachung die *NZZ am Sonntag*. Namentlich genannt werden etwa die Ständeräte Daniel Jositsch und Pascale Bruderer sowie Regierungsrat Mario Fehr. Und noch ein bisschen Yvonne Feri, die gegenwärtig im Aargau gegen die SVP für die Kantonsregierung kandidiert und deshalb Stimmen aus der Mitte benötigt. Die Angehörigen des rechten SP-Minderheitengröppchens bezeichnen sich selber als «Pragmatiker».

Diese «Realos» richten sich gegen die «Fundis» von Juso-Klassenkämpfern und Kolchosen-Gewerkschaftern. Sie sprechen von «sozialliberalem Flügel» und verorten sich politisch etwa da, wo früher der Landesring der Unabhängigen stand. Selbstverständlich sind diese Reformlinken nicht so dumm zu glauben, sie könnten an Parteitag je eine Mehrheit erreichen. Dort setzt sich in der Regel das Lautere, Schriilere und Extremere durch. Das ist bei der SVP nicht anders als bei der SP. Solches Rechtsblinken von Linken ist nie ein Signal an die eigene Partei. Sondern es geht in Richtung Bürgerliche – und verfolgt als Ziel die Bewerbung für den Bundesrat.

Nur unterläuft den zielorientierten Karrieristen ein Denkfehler. Ihre Fraktionskollegen werden höchstwahrscheinlich linientreue Genossen als Bundesratskandidaten auf den Schild heben. Simonetta Sommaruga wurde nur portiert, weil ihr Gurten-Manifest lange zurücklag, weil Peter Bodenmann nicht mehr in Bern wirkte und weil sie längst in die wohlige Wärme des linken Parteinesstes zurückgekehrt war. Aber die bürgerlichen Fraktionen – allen voran die SVP mit immerhin 74 Stimmen – werden nur eine offizielle SP-Nomination wählen. Dies in der richtigen Erkenntnis, dass die jeweilige Partei dann für ihren Bundesrat auch die volle Verantwortung trägt.

Die «Verbürgerlichung» ihrer gut lebenden Politiker bleibt für die SP ein Dauerproblem ihrer 130-jährigen Geschichte. Der kommunistische Zürcher Arzt Fritz Brupbacher hat schon 1935 gespottet, nach den Wahlen kümmere sich «jeder wieder nur um sein Kassabüchlein und um den Aufstieg seiner Person». Und weiter: «Die seltenen Kinder, die sie haben, werden Rechtsanwälte, Lehrer, Gemeinde- und Staatsbeamtete oder Gewerkschaftssekretäre. Sozialdemokrat sein ist eine Karriere.»

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

Papierkram statt Strukturwandel

Von Peter Bodenmann — Der autonome Traktor Aebi TT211 mäht, sät und pflügt bald ohne Bauer. Und erst noch umweltfreundlich.



Sprung in die rosa Zukunft: Aebi TT211.

In den ersten neun Monaten des Jahres 2013 wanderten netto 11 000 Portugiesinnen und Portugiesen in die Schweiz ein. Dieses Jahr werden es nur mehr gut 2000 sein. Eine Reduktion um 80 Prozent. Das ist das Verdienst von Thomas Jordan. Der dank ihm zu starke Schweizer Franken führt vorab zu einer massiven Reduktion von Einwanderern mit eher bescheidenen beruflichen Qualifikationen.

Das heisst: Man kann Zuwanderung EU-kompatibel steuern. Es ginge auch umweltfreundlicher und sozialer. Wenn man etwa europäische Lebensmittelpreise einführen würde und so den Bauernstand zur rationellen Produktion von Milch, Getreide und Fleisch zwänge. Mit weniger Antibiotika, weniger Sojabohnen und mehr Innovation. Aebi-Traktoren sind ein Stück Schweiz. Der Präsident des Bauernverbandes posiert gerne auf seinem alten Diesel-Stinker. Eine Feinstaubschleuder der Klasse Lungenkrebs. Jetzt entwickelt Aebi sich selbst steuernde Elektro-Traktoren der nächsten Generation. Statt Knechte braucht es nächstens Joysticks und ein flächendeckendes 5G-Netz, damit die Landwirtschaft den Sprung in die rosa Zukunft schafft.

Einzige Gefahr: Aebi wird in der Schweiz für die gleiche TT211-Maschine 50 Prozent mehr als im Ausland verlangen. Statt den Strukturwandel in der Landwirtschaft und anderswo voranzubringen, will man die real nächstens halbierte Zuwanderung mittels Bürokratie und Papier-

kram verstärkt bekämpfen. Nach dem Konzept der SVP würden Beamte bestimmen, wer wie viele Arbeitskräfte aus dem EU-Raum anstellen darf. Die grossen Unternehmen könnten sich bedienen. Die kleinen und mittleren Unternehmen gingen – sofern sie nicht über Beziehungen verfügen – leer aus. Korruption und Politfilz wären die Folge. Der grösste Kollateralschaden wäre das Ende der bilateralen Beziehungen zur EU.

Nach dem Konzept des freisinnigen Ständerates Philipp Müller müssten die Unternehmen, die einen in der EU wohnenden Ausländer anstellen wollen, die Stelle dem RAV melden. Die staatlichen Arbeitsvermittler würden den Unternehmen eine Liste mit mehr oder minder geeigneten Kandidaten übermitteln. Diese müssten die RAV-Kandidaten anhören. Und die Ablehnung schriftlich begründen. Ein verdammt wirksames Instrument. Bundesrat Ueli Maurer ist gegen den Papierkram von Müller. Aber nicht gegen den SVP-Papierkram. Logo, weil er die Bilateralen pulverisieren will. Müller bringt nicht mehr Papierkram als die SVP. Aber seinen Vorschlag wird die EU schlucken. Corrado Pardini will das Konzept des Inländervorranges umtaufen in Arbeitslosenvorrang.

Wer in Sachen Papierkram wählen muss zwischen SVP-Pest und FDP-Cholera, wird immer die FDP-Cholera wählen.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Das Ende der Aussenantennen

Von Kurt W. Zimmermann — Die Trump-Blamage der Medien zeigt auf, wie sich die Medienkrise auf den Journalismus auswirkt.

Manchmal braucht es einen Blick in die individuelle Sphäre, um den gesellschaftlichen Zusammenhang zu erhellen.

Eric Gujer etwa, der Chefredaktor der *Neuen Zürcher Zeitung*, ist mit einer Journalistin verheiratet. Peter Röthlisberger, der Chefredaktor des *Blicks*, lebt ebenfalls mit einer Journalistin zusammen. Susanne Wille, die SRF-Moderatorin, ist mit einem Journalisten verheiratet. Auch die Ehefrau von Markus Somm, dem Chefredaktor der *Basler Zeitung*, ist Journalistin.

Man könnte weitere Beispiele im Dutzend finden.

Wenn man in Zürich bei Journalisten zu einem grösseren Abendessen eingeladen ist, dann sind mindestens die Hälfte der Gäste ebenfalls Journalisten, manchmal sind es auch mehr. Berufsleute wie einen Bäcker, einen Bauern oder einen Bauzeichner habe ich da noch nie angetroffen.

Doch, einmal war ein Eisenleger beim Abendessen dabei. Die Journalisten in der Runde stürzten sich natürlich sofort auf den Eisenleger, weil sie die Chance nutzen wollten, auch einmal einen genuinen Proletarier näher kennenzulernen. Das Blöde war nur, dass sich dann herausstellte, dass der Eisenleger zwei Jahre zuvor sein Politologiestudium hinge-schmissen hatte, weil er die Universität derart langweilig fand.

In Berlin oder in Washington kenne ich mich weniger gut aus als in Zürich, aber ich habe mir sagen lassen, dass es dort nicht viel anders ist.

Warum erzähle ich Ihnen das? Sie vermuten nun, dass ich Ihnen erklären will, warum kein Journalist mit einem Wahlsieg von Donald Trump gerechnet hat. Wir wären damit bei der derzeit schicken Salonthese, dass Journalisten in einer künstlichen Blase fernab vom Volks-empfinden leben.

Nach der Trump-Blamage ging die Zunft darum in sich und schwor sich, nun der schweigenden Mehrheit wieder Ohr und Notizblock zu leihen. Das ist natürlich pure Sozialromantik und wird darum nicht lange halten. Die Starreporter aus New York werden auch in Zukunft nicht durch die Vororte in Ohio ziehen, genauso wenig wie die Edelfedern aus Zürich durch die Thurgauer SVP-Hochburgen streuen werden.

Das Problem lässt sich nicht mit guten Vorschlägen beheben. Es liegt anderswo. Es ist ein Industrie-Problem.

Bei den US-Wahlen wurde der Strukturwandel bei den Zeitungen auch inhaltlich



Verlust an Volksnähe.

sichtbar. Die grossen US-Blätter hatten in den letzten Jahren aus finanziellen Gründen die Zahl ihrer *field reporters* massiv reduziert, die draussen in den Strassen ihre Storys suchen. Stark ausgebaut wurde hingegen der Trupp der Online-Journalisten, die ihre abgeschlossenen, klimatisierten Newsrooms kaum je verlassen.

In der Schweiz ist es ebenso. Zeitungen wie *Blick* und *Tages-Anzeiger* hielten sich früher ein hübsches Geschwader an regionalen Reportern und Korrespondenten. Die Reporter sassen selten im Büro, trieben sich stattdessen auf Polizeistationen und vor Gerichten herum und hingen in Bars und Bahnhöfen. Sie waren die Aussenantennen der Redaktion zur Bevölkerung. Sie redeten auch mit Eisenlegern.

Reporter waren durch diesen Stil jedoch nicht sehr produktiv. Sie wurden weitgehend abgebaut, als die Verlagshäuser zunehmend unter Kostendruck kamen.

Mit dem Verzicht auf Reporter und Korrespondenten und dem Fokus auf Online-Journalismus wandelten sich die Medienhäuser von einer vormals nach aussen gerichteten zu einer stärker nach innen gerichteten Unternehmenskultur. Sie taten es in der Medienkrise aus Kostengründen, aber sie verloren dadurch deutlich an Volksnähe.

Bei der Wahl von Donald Trump wirkte sich diese Medienkrise erstmals politisch aus.

Penis-Krake

Von Beatrice Schlag — Tücken der virtuellen Sexualität.

Sex in Fernbeziehungen ist ein Problem. Jeder, der es kennt, weiss, dass Sex per Handy oder Skype nicht jedem liegt. Manche sind wunderbar unbefangen, anderen verschlägt die virtuelle Barriere Fantasie und Worte. Seit Jahren wird an einem Gerät gebastelt, das Abhilfe schaffen soll. Im Moment sieht dieses für heterosexuelle Frauen aus wie ein Metallkrake, der mit spitzen Klauen einen hautfarbenen Gummipenis umklammert, wie er in jedem Sextoy-Versand zu kaufen ist. Der ferne Partner hat neben seinem Bildschirm ein Gerät, mit dem er den Kraken steuert und dessen Stossfrequenz je nach Anweisung der Freundin verändern kann. Die Frau auf dem Bildschirm legt sich in Position und teilt ihm mit, wie langsam oder schnell er den Kraken bedienen soll. Er hämmert dabei auf einen Knopf ein, wie jemand, der energisch einen Flipperkasten bedient. Die Feinsteuerung scheint noch sehr mangelhaft. Der Anblick des stochernden Penis-kraken war etwas vom Heitersten im US-Fernsehen, seit Donald Trump zum nächsten Präsidenten gewählt wurde. Aber die junge Frau, die den Kraken nach einigen Ortungsschwierigkeiten in ihren Unterleib lenken konnte, sagte, besser als kein Sex sei das auf jeden Fall. Es war keine Pornosendung, sondern eine über die biblische Sünde Faulheit. Im gleichen Beitrag wurde nach dem Kraken das erste Begäbnisinstitut der USA für Drive-thru-Abdankungen vorgestellt.

Das weibliche Pendant zum Penis-Kraken war nur unscharf im Bild zu sehen. Klar wurde, dass die Frau, wenn die Reihe an ihr ist, sich an einem mit Sensoren ausgestatteten Plastikpenis zu schaffen macht und ihre Betätigung ebenfalls auf Anweisung des Mannes intensivieren oder verringern kann. Aber in welches Gerät genau der Mann sein Geschlechtsteil zur sexuellen Befriedigung versenkt, wurde nicht gezeigt. Am Schluss der Sendung protestierte der Mann, schätzungsweise Mitte zwanzig, er finde virtuellen Sex überhaupt kein Zeichen von Faulheit, sondern von technologischem Erfindungsgeist für die vielen Paare, die getrennt lebten. Der Reporter fragte, wie weit ihre Wohnorte entfernt seien. «30 Autominuten», sagte der Technik-Fan. Wie? Realer Sex mit Umarmung, Körperwärme und Hautgeruch lohnt eine halbe Stunde Autofahrt nicht? Das ist richtig faul. Oder viel mutloser, als man sich vorstellen will.



Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man (oder muss man sogar) jemanden als «Frau Doktor» oder «Herr Doktor» anreden? Gehören akademische Titel zur mündlichen Anrede? *Kurt Vittori, Luzern*

Mein Vater, der Lehrer war und keinen Dokortitel trug, wurde vom Dorfpolizisten nach einem kleinen Verkehrsvergehen einmal mit «Jä, Herr Doktor» angehalten. Nie zahlte er eine Busse lieber. Heute werden Gelehrte – denn «doctus» heisst ja «gelehrt» – oft nur noch von älteren Personen oder von akademischen Kollegen mit Titel angesprochen, zumindest beim ersten Kontakt. Die Schweiz ist da demokratischer und egalitärer als etwa die Nachbarstaaten Deutschland und Österreich. Trotzdem dürfen Sie natürlich «Frau Doktor» oder «Herr Doktor» sagen. Glauben Sie mir: Auch wenn die so Angesprochenen beteuern, man solle auf die Nennung des Titels verzichten – geschmeichelt fühlen sie sich dadurch dennoch. *Dr. Philipp Gut*

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Leserbriefe

«Nur weil Trump ein politischer Aussenseiter war, werden solche Positionen nicht besser.» *Matthias Dornbierer*

Zum Wohle aller Bürger?

Nr. 46 – Berichterstattung zu den amerikanischen Wahlen

Nicht alles, was von links kommt, ist schlecht, und nicht alles, was von rechts kommt, ist gut. Die *Weltwoche* sieht das leider nicht so. Alle rechten Politiker werden hofiert, egal, wie deren Einstellung zur Demokratie ist. Donald Trump hat nach Elektorenstimmen klar gewonnen, da gibt es nichts zu rütteln. Hillary Clinton hat aber deutlich mehr Stimmen aus dem Volk erhalten. So eindeutig haben sich die US-Stimmbürger also nicht gegen die *Classe politique* gewendet, wie es die *Weltwoche* gerne behauptet. Neu gehört ja nun auch Donald Trump zu dieser Kaste und kann in den nächsten vier Jahren beweisen, dass er zum Wohle aller Bürger die USA besser regieren wird, als Präsident Obama das getan hat. *Arthur Spieser, Flims*

Weder habe ich mir eine derart lausige Kandidatenauswahl noch den Sieger Trump gewünscht. Doch wurde Trump demokratisch korrekt gewählt. Noch immer aber spucken Medien und Politiker hierzulande und in der EU auf diesen *President-elect*. Man reibt sich die Augen darob, wie menschenverachtend, beleidigend, despektierlich, herabwürdigend, undemokratisch und politisch inkorrekt sich Zeitungen, Radio und TV dieser neuen politischen Realität gegenüber verhalten und die Mehrheit der wählenden Amerikaner als inkompetent abqualifizieren.

Niemand macht sich die Mühe zu eruieren, was hinter Trumps Getöse steckt – ausser der *Weltwoche* und wenigen Journalisten. Vermutlich wird man sich in absehbarer Zeit erneut die Augen reiben, wenn sich Bundesrätin Christa Markwalder und Bundespräsident Andrea Caroni mit honigsüßem Lächeln und festem Händedruck für dieselben Medien an der Seite von Mr President werden ablichten lassen – und Caroni dem Trump zuvor die Demokratie erklärt und Trump den Bundesrat noch über den Tisch gezogen haben wird mit einem *Verträgli* zwischen den USA und der Schweiz, das nur den USA Vorteile bringt. Man sieht sich eben meist zweimal. *Ruth Meisser, Trogen*

Seit bei der *Weltwoche* das Titelblatt neu gestaltet ist, gefällt es mir wieder ausgezeichnet. Der fliegende Teppich ist eine einsame Spitzenleistung, und ich werde mich noch am 19. Mai 2017 daran erinnern. *Robert Erni, Rotkreuz*

In der Zeitschrift *Astrologie heute* (Nummern 180–183) hat der Astrologe Claude Weiss seit April 2016 das Phänomen Donald Trump und die



«Einsame Spitzenleistung»: *Weltwoche*-Cover.

Präsidenschaftskandidatin Hillary Clinton und deren Wahlchancen sorgfältig analysiert, mit der Folge, dass mich der Wahlausgang mit dem (knappen) Sieg von Donald Trump nicht weiter erstaunt hat. Bemühend ist in diesem Zusammenhang, dass die Aussagen eines Astrologen über den amerikanischen Präsidentschaftswahlkampf sachlicher und – im Hinblick auf das spätere Wahlergebnis – auch exakter und kompetenter ausfielen als die ungezählten Äusserungen, Stellungnahmen und Analysen einer ganzen Horde von Fachexperten, Auslandskorrespondenten, TV-Moderatoren und Politikern. Und das gibt mir doch etwas zu denken! *Niklaus Strolz, Zürich*

Roger Köppels beinahe schon kindliche Begeisterung über den Sieg von Donald Trump bei den amerikanischen Präsidentschaftswahlen irritiert etwas, da sie im Wesentlichen auf dem Umstand basiert, dass ein politischer Quereinsteiger gegen erfahrene Politiker gewonnen hat. Die politischen Positionen von Herrn Trump werden in Herrn Köppels Betrachtung weitgehend ausgeblendet, obwohl sie einem Liberalen die Sorgenfalten auf die Stirn treiben müssten: Trumps Kampf gegen Freihandel wird nur Verlierer produzieren, sein Faible für autokratische Herrscher wird der Förderung freiheitlicher Werte nicht zuträglich sein, und wer auch nur einen Funken Verantwortungsbewusstsein für spätere Generationen hat, kann über seine umwelt- und energiepolitischen Vorstellungen nur den Kopf schütteln. Nur weil er ein politischer

Aussenseiter war, werden solche Positionen nicht besser. *Matthias Dornbierer, Zürich*

Die *Weltwoche* füllt mit hervorragenden Ausleuchtungen und Kommentaren über alle möglichen Auswirkungen von Trumps zukünftiger Präsidentschaft ihre Seiten. Dabei ist die sicherheitspolitische Konsequenz zu kurz gekommen. Am 2. Dezember 1823 hat der damalige Präsident James Monroe seine bekannte Doktrin im Kongress begründet: «non-intervention», also keine Kriege und Einmischungen für und in Europa mehr. Trump will die Nato finanziell ausdünnen. Seine Nato-Beistandspflicht heisst: «Bezahlt eure Rechnung selber!» Die EU muss mehr Eigenverantwortung übernehmen und demzufolge mehr in ihre Verteidigung investieren. Zumal die Nato und Europas Verteidigung bis heute von den USA abhängen. Wird er als Geschäftsmann mit Putin und Europa einen Deal machen: «Ich gebe die Ukraine auf gegen Frieden in Syrien und stütze weiterhin die Nato, wenn die Europäer Russland heimholen mit einem Boykottstopp?»

EU-Präsident Juncker nahm am Tag nach den Wahlen das Thema einer Europa-Armee auf. Die EU ist nicht nur ein gemeinsamer Wirtschaftsraum von 500 Millionen Menschen, sondern wird auch als grösstes Friedensprojekt der europäischen Geschichte bezeichnet. Die EU-Staaten sind in der Pflicht, mehr in ihre ma-

roden Armeen zu investieren. Dies lässt auch die Frage der Beschaffung unseres neuen Kampfflugzeuges in einem anderen Licht erscheinen. Wenn uns starke Nachbarn umgeben, nützt das der Schweiz. Hingegen lässt es unsere Verfassung nicht zu, sich an dieser Armee zu beteiligen. Auch wenn gewisse höchste Offizierskreise gerne dabei wären. Jobs im Ausland und Beförderungen würden winken.

Roger E. Schärer, Feldmeilen

Grossartiger Schlussakkord

Nr. 46 – «Europäischer Hühnerhof»;
Kolumne von Christoph Mörgeli

Grossartig der Schlussakkord, den Sie in Ihrer Kolumne setzen. Man kann es gar nicht besser sagen, vor allem, weil die historischen Tatsachen in den Gesamtzusammenhang eingebracht werden. Grosse Anerkennung.

Romano Rötheli, per E-Mail

Strom aus dem Ausland

Zur Atomausstiegsinitiative

Ich lese in verschiedenen Beiträgen immer wieder, dass wir die Kernkraftwerke in der Schweiz nicht mehr brauchen. Die Lichter gehen aber nur deshalb nicht aus, weil die Schweiz momentan massiv Strom aus dem Ausland bezieht. So haben wir am Donnerstag, den

17.11.2016, gegen neun Uhr zirka 3700 MW Strom aus dem Ausland bezogen. Der interessierte Leser kann sich die Importmengen auf der Internetseite swissgrid.ch anschauen. Die zu diesem Zeitpunkt importierte Strommenge entspricht etwa der doppelten Leistung von Leibstadt und Beznau 2! Das heisst, auch wenn die Anlagen laufen würden, müssten wir massiv Kohle- und Atomstrom im Ausland zukaufen!

Wie es einem ergehen kann, wenn man sich zu sehr vom Ausland und von Stromimporten abhängig macht, erlebt Österreich gerade hautnah. So will der deutsche Wirtschaftsminister Gabriel die Stromlieferverträge mit Österreich – zur Not auch einseitig – kündigen, weil ihm die Stromlieferungen zum vereinbarten Preis die Kostenbilanz der Energiewende «verhageln». Um unabhängig und sicher versorgt zu bleiben, muss die Initiative am 27. November abgelehnt werden. *Jörg Stein, Däniken*

Korrigenda

In der letzten Ausgabe war die Angabe zur Herkunft dieses Bildes beim Artikel «Der Bestatter» nicht korrekt. Die richtige Bezeichnung lautet: ball of life® by urne.ch / © cosmicball
Wir bitten um Entschuldigung.
Die Redaktion



Meister
Werk

Il Bruciato 2014

*Bolgheri doc
Tenuta Guado al Tasso
Antinori – Toscana*

Sonnenglut der Maremma.
Exaltierendes Fruchtbouquet.
Maskuline Struktur, langes Finale.
Verleitet zum Träumen.

Acelli Bindella

CHF **17.20** netto
statt 21.50, 75 cl

Jetzt bestellen auf bindella.ch
Gültig bis 31.12.2016

Bindella
la vita è bella



Ständerat für Ausländervorrang

Das Trauerspiel um die Masseneinwanderungsinitiative geht weiter. FDP- und SP-Ständeräte wollen ein Konzept einfliegen, das den Inländervorrang in einen Ausländervorrang verkehrt. Mit Zwang und Bussen sollen Firmen auf Kurs gepeitscht werden. Bürgerliche laufen Sturm. *Von Philipp Gut und Florian Schwab*

Eines der aufregendsten und wichtigsten Geschäfte in der kommenden Wintersession ist die Umsetzung der Masseneinwanderungsinitiative. National- und Ständerat müssen sich auf eine Lösung einigen – es ist die letzte Session vor dem vom Volk gesetzten Termin drei Jahre nach Annahme der Initiative. Was allerdings bis jetzt auf dem Tisch liegt, ist kein Ruhmesblatt für das Parlament. Statt von einer «Umsetzung» muss man vielmehr von einer «Nichtumsetzung» des Volkswillens reden.

Federführend dabei sind Linke und Freisinnige. Nach dem «Inländervorrang light» seines Solothurner Parteikollegen Kurt Fluri im Nationalrat profilierte sich der Aargauer Ständerat und frühere FDP-Chef Philipp Müller in der zuständigen Ständeratskommission mit einem Vorschlag, den die *Sonntagszeitung* als «historischen Kompromiss» zwischen der FDP und den Linken bejubelte. Inländer aus Branchen mit höherer Arbeitslosigkeit, die eine Stelle suchen, müssen gemäss dieser «Lösung» zu Vorstellungsgesprächen eingeladen werden. Eignet sich ein Bewerber nicht für die Stelle, muss der Arbeitgeber die Absage gegenüber den regionalen Arbeitsvermittlungszentren (RAV) «fundiert» und «individuell» begründen.

Gegen die FDP-links-Allianz regt sich Widerstand aus Unternehmerkreisen. Am klarsten äussert sich die Bündner SVP-Nationalrätin und Ems-Chefin Magdalena Martullo-Blocher zu den Ideen der Ständeratskommission. Würden die Vorschläge umgesetzt, so Martullo gegenüber der *Weltwoche*, bedeutete dies nicht eine Begrenzung, sondern im Gegenteil eine «Begünstigung» der Zuwanderung.

Martullo: «extremer Zusatzaufwand»

Tatsächlich – und darüber ist öffentlich noch gar nicht diskutiert worden – beinhaltet der Vorschlag der Ständeräte, dass sich auch zugezogene Ausländer und Grenzgänger direkt bei den Arbeitsvermittlungsstellen melden können. EU-Bürger können so drei Monate lang via RAV nach einer Stelle suchen, und die Frist wird bei wohlstandigem Verhalten nochmals um drei Monate verlängert. Der «Inländervorrang» in der Verfassung löst sich definitiv in Luft auf. Der Volkswille ist in sein Gegenteil verkehrt.

Die Verpflichtung der RAV zur Betreuung von Ausländern ergibt sich aus den Bestim-



Letzter Akt im Berner Trauerspiel: Müller (FDP), Rechsteiner (SP).

mungen des Freizügigkeitsabkommens (FZA) und aus ihrer bisherigen Praxis. Im FZA ist festgehalten, dass «die Arbeitssuchenden Anspruch auf die gleiche Hilfe» haben, «wie sie die Arbeitsämter dieses Staates eigenen Staatsangehörigen leisten». Eine solche Gleichbehandlung verlangen auch entsprechende Weisungen des Staatssekretariats für Wirtschaft an die kantonalen Arbeitsämter.

Die Pflicht für Arbeitgeber, offene Stellen zu melden und jede Absage an einen via RAV vermittelten Interessenten zu begründen, stelle einen «extremen Zusatzaufwand für die Unternehmen dar», sagt Magdalena Martullo. Ganze Branchen würden durch dieses bürokratische Verfahren belastet. «Der Arbeitsmarkt wird blockiert.»

Auch andere Wirtschaftsvertreter sehen den «verschärften Inländervorrang light» mit Skepsis. Der Arbeitgeberverband fürchtet eine ausartende Bürokratie. Damit der jetzt vorgesehene Mechanismus funktionieren müsse das RAV den Unternehmen geeignete Kandidaten vorschlagen. Lehne ein Unternehmen einen Kandidaten ab, so könne das RAV die Begründung anfechten, woraus sich umfangreiche und teure Rechtsstreitigkeiten ergeben können. Die Lösung der Ständeratskommission, so eine weitere Befürchtung, würde die Macht der RAV massiv ausweiten. Sie hätten drei Aufgaben, die nicht immer miteinander in Einklang zu bringen sind: die

Betreuung der Stellensuchenden (inklusive Ausländern), die Umsetzung des Inländervorrangs sowie die Kontrolle über die Unternehmen. Es bestehe die Gefahr, dass die RAV faktisch entscheiden, welche Kandidaten ein Arbeitgeber anstellt.

Für Peter Föhn, Verwaltungsratspräsident eines KMU und SVP-Ständerat, ist die Lösung seines Ratskollegen Philipp Müller «viel teurer als das traditionelle Kontingentsystem». Ein anderer Wirtschaftsvertreter spottet, Müller habe «das Schlimmste beider Welten» kombiniert: die Nichtumsetzung der Masseneinwanderungsinitiative aus dem Entwurf des Nationalrats mit dem Bürokratiemonster, das bei einer strikten Umsetzung drohe.

Missachten Firmen etwa die Meldepflicht, erwarten sie Bussen bis zu 40 000 Franken. Dies könne «existenzbedrohend» sein für kleinere Unternehmen, sagt Magdalena Martullo.

Rechsteiner flüstert Müller ein

Der Vorschlag von Philipp Müller hat in der Tat nichts mit einem liberalen Arbeitsmarkt zu tun. Das ist auch kein Wunder: Der ehemalige FDP-Präsident hat eng mit SP-Chef Christian Levrat und dem St. Galler SP-Ständerat und Gewerkschafter Paul Rechsteiner zusammengearbeitet. In Bern wird herumgereicht, dass Rechsteiner Müller sogar während der Sitzung der Staatspolitischen Kommission Formulierungen vorgab, die dieser dann unge-

filtert übernommen habe. Das Passspiel zwischen Müller und den Linken ging auch manchen in seiner eigenen Partei zu weit. Etliche FDP-Ständeräte enthielten sich der Stimme, Müllers Antrag wurde mit 7:6 Stimmen nur knapp angenommen. Auch in der Fraktion ist die Skepsis offenbar beträchtlich.

Auf Anfrage bestätigt Philipp Müller, dass «im Grundsatz» auch ausländische Stellensuchende sich an die RAV wenden können. Dieser Aspekt sei in der Kommission ausführlich besprochen worden. Jedoch sei die praktische Bedeutung gering. Ein EU-Ausländer sei verpflichtet, eine Aufenthaltserlaubnis oder eine Sonderbescheinigung für Grenzgänger einzuholen. Zudem müsse er sich regelmässig beim RAV melden. Wer zur Stellensuche in die Schweiz komme, erhalte «keine Sozialhilfe oder Arbeitslosengeld», müsse also den Auf-

Freisinnige Politiker, die für einschränkende Bestimmungen eintreten, geben den Takt vor.

enthalt in der Schweiz selber finanzieren. Die Zahlen des Staatssekretariats für Migration und desjenigen für Wirtschaft zeigten, dass diese Gruppe in der bisherigen Erfahrung die Dienste der RAV kaum in Anspruch nehmen. Laut Seco hätten «lediglich zwischen 91 und



«Existenzbedrohend»: Martullo-Blocher (SVP).

157 Personen pro Jahr von diesem Recht Gebrauch gemacht». Die befürchtete Meldung einer grösseren Zahl von ehemaligen Grenzgängern bei Schweizer RAV sei nicht eingetroffen. Zudem, so Müller weiter, würden auch bei der reinen Meldepflicht gemäss Entwurf des Nationalrats «EU-Bürger von der Information über diese offenen Stellen profitieren».

Das macht den Vorschlag des Ständerats allerdings nicht besser. Die Maximaldistanz zur Verfassung und die Irritation bleiben. Während alteingessene FDP-Parlamentarier wie Kurt Fluri und Philipp Müller munter die Nichtumsetzung des Volkswillens betreiben und dabei die bürokratischen Hürden für die

Wirtschaft nach den Wünschen der Linken in die Höhe schrauben, bleibt die neue Parteichefin Petra Gössi auf Tauchstation. Freisinnige Politiker, die auch sonst für einschränkende Bestimmungen wie die flankierenden Massnahmen eintreten, geben den Takt vor.

«Das Europa-Thema eint die Linken und die FDP», sagt Nationalrätin Martullo. «Auf diesem Altar wird alles geopfert – auch der freie Arbeitsmarkt.»

Auf dem Weg in eine «halbe Diktatur»

Falls sich die Räte in der Wintersession nicht einigen, müsste der Bundesrat bis im Februar selbst eine Umsetzung vornehmen. Das wäre auf den ersten Blick gar nicht so schlecht. Denn die Botschaft von Justizministerin Simonetta Sommaruga (SP) achtete den Volkswillen mehr als die bis zur Unkenntlichkeit verwässerten Vorschläge des Parlaments. Aber wie man hinter den Kulissen des Bundeshauses hört, möchte die Regierung offenbar nicht einmal mehr ihre eigene Botschaft umsetzen. Sie krebst anscheinend zurück. Träfe dies zu, wäre es der letzte Akt in diesem dreijährigen Berner Trauerspiel. Könne das Volk sich nicht mehr durch Initiativen gestalterisch in die Politik einbringen, breche eine Säule der direkten Demokratie weg, bilanziert Magdalena Martullo. Die Schweiz wäre dann eine «halbe Diktatur». ○

Die Zeitung macht mobil.



Die «Schweiz am Sonntag» lässt Ihnen alle Freiheiten. Ganz gleich ob Sie daheim bleiben, einen Ausflug planen oder ins Café wollen – Ihre «Schweiz am Sonntag» kommt via Tablet oder Smartphone einfach mit. Buchung im App Store oder bei Google Play. www.schweizamsonntag.ch



Ganz oben: SRG-Spitzenmann Marchand.

Nur im Flüsterton

Der Romand Gilles Marchand soll Roger de Weck an der Spitze der SRG ablösen. Zuerst muss er aber sechs Monate Deutsch büffeln, da das Anforderungsprofil das Beherrschen der deutschen Sprache zwingend vorschreibt. *Von Hubert Mooser*

Es müsste schon ein gewaltiger Komet auf dem Planeten Erde einschlagen, dass die Delegierten der Schweizerischen Radio- und Fernsehgesellschaft (SRG) am kommenden Freitag in Bern die Wahl des vom Vorstand im stillen Kämmerlein designierten neuen Generaldirektors Gilles Marchand, 54, nicht abnicken werden. Marchand wird die SRG ab dem 1. Oktober 2017 leiten. Der Vorstand hat den Nachfolger von Roger de Weck am 9. November, ein Jahr im Voraus und genau am Tag nach der Trump-Wahl, bekanntgegeben und damit effizient sichergestellt, dass die ohne Ausschreibung und auf dem Berufungsweg erfolgte Nominierung Marchands unter dem Radar der Medien vorbeiflutschte. Die Rechnung ging prompt auf: Fast niemand hinterfragte im Trump-Rummel den Wahlmodus des staatsnahen Senders SRG bei der Besetzung allerhöchster Ämter.

Das intransparente Wahlprozedere bestätigt allerdings bloss den unter Generaldirektor Roger de Weck grassierenden Realitätsverlust der SRG-Korona. Man versteht sich als «Unternehmen», dem niemand dreinreden darf – obschon man sich mittels Zwangsgebühren finanziert. De Weck sieht die SRG nicht bloss als

Anbieter von Informationsdienstleistungen, sondern in einer Art von Grössenrausch als Garantin des nationalen Zusammenhalts.

Weniger ideologisch als de Weck

Als Gipfel der Absurdität soll nun der *gmögige* Gilles Marchand, ein französisch-schweizerischer Doppelbürger, der ständig nach internationaler Kooperation ruft, die De-Weck-Doktrin vom angeblich identitätsstiftenden Sender weiterspinnen. Nehmen wir es vorweg: Gilles Marchand ist noch ein bisschen mehr Internationalist als de Weck und wirkte fast ein wenig wie der Aussenminister in der SRG. Aber er sei nicht ganz so ideologisch wie der amtierende SRG-Chef, findet Marchands früherer Soziologieprofessor Uli Windisch, ein scharfer SRG-Kritiker.

Wie der welsche Fernsehdirektor politisch tickt, lässt sich an einem kleinen Beispiel aufzeigen. Bevor Marchand die Leitung der Télévision Suisse Romande zur Jahrtausendwende übernahm, konsultierte der gelernte Soziologe unter anderem zwei seiner früheren Professoren: Uli Windisch und Bernard Crettaz. Mit dem politisch links eingefärbten Crettaz pflegt Marchand bis heute einen intensiven

Austausch. Zu Windisch hat der Fernsehdirektor dagegen jeglichen Kontakt abgebrochen, seit dieser die Internetzeitung *L'Observateur* lancierte und auf seiner Site das SRG-Monopol in der Romandie ständig hinterfragt.

Eines steht jetzt schon fest: Wenn die SRG mit der vorzeitigen Ernennung Marchands das Ziel vor Augen hatte, die Angriffsfläche zu reduzieren, ging der Schuss nach hinten raus.

Gegner wie der Zürcher SVP-Nationalrat Gregor Rutz sind nach der Nacht-und-Nebel-Aktion mit Marchand erst recht alarmiert. «Die SRG versucht vor der grossen Debatte im Nationalrat über die Grundversorgung die bestehenden Strukturen zu zementieren», lautet das Fazit von Rutz. Ein anderer SRG-Kritiker, der Aargauer FDP-Nationalrat Thierry Burkart, will dem neuen Mann eine Chance geben – auch wenn das Auswahlprozedere nicht sehr transparent gewesen sei.

Mit 38 Jahren war er Fernsehdirektor

Marchand verfügt ohne Zweifel über eine Reihe von Fähigkeiten, die ihn für den Führungsjob in einem grossen Medienbetrieb prädestinieren. Er kenne die grossen audiovisuellen

Herausforderungen der Schweiz, wie SRG-Sprecher Simon Denoth ausführt. Er gilt als agil und verhandlungsstark, seine gewinnende und überzeugende Art bei Diskussionen kommt gut an. Soziologieprofessor Crettaz, mit dem er vor gut vier Jahren ein Buch veröffentlicht hat, beschreibt ihn als einen Menschen, der permanent über die Weiterentwicklung des Mediengeschäfts nachdenke. Frühere SRG-Mitarbeiter betonen, Marchand werde intern respektiert. Er selber will erst Interviews geben, wenn die SRG-Delegierten die Wahl abgesehnet haben.

In der Deutschschweiz kennt man Marchand nicht gut. Er ist 1962 in Lausanne geboren. Der Vater ist Franzose, die Mutter Schweizerin. Ein Grossteil seiner Schulzeit verbrachte er in Frankreich, wo er auch die Matura machte. Danach studierte er Soziologie an der Universität Genf. Marchand war nie Journalist. Er habe sehr früh gemerkt, dass ihm der Marketingbereich und die Lesermarktforschung besser liegen, liess er einmal durchblicken. Seine Wahl zum Direktor der Télévision Suisse Romande (SSR), wie der Sender sich damals nannte, war im August 2000 eine Überraschung. Der 38-jährige Marchand leitete zu diesem Zeitpunkt Ringier Romandie und hatte mit dem inzwischen wieder eingestellten *Dimanche.ch* kurz zuvor eine neue Online-Sonntagszeitung in der Romandie lanciert.

Eigentlich zwingend

Die Ernennung zum SRG-Generaldirektor ist etwas weniger überraschend. Schon als der frühere SRG-Chef Armin Walpen zurücktrat, war Marchand als Nachfolger im Gespräch. Aber dann zog der SRG-Vorstand de Weck ihm vor. Jetzt hat er es doch noch bis ganz nach oben geschafft. Grosszügig gewährt ihm die SRG eine Einarbeitungszeit von sechs Monaten. Anfang Mai wird Marchand nach Bern zügeln, das verkünden jedenfalls SRG-Vorstandsmitglieder bei Hintergrundgesprächen, und er werde auch intensiv Deutsch büffeln. Mit anderen Worten: Marchand wird sechs Monate Einarbeitungszeit bezahlt, damit er sich jene Qualifikationen erarbeiten kann, die laut SRG für den Job eigentlich zwingend erforderlich sind. Die «idée suisse» wird innerhalb der SRG offenbar nicht wirklich gelebt.

Zu Marchands Stärken gesellen sich also Schwächen: Er verfügt über mangelnde

Deutschkenntnisse und gilt zudem als konfliktscheu, was er auch unumwunden zugibt. Konflikte auszutragen, führe selten zu mehr Kreativität, konterte er in früheren Interviews diesen Vorwurf. Der Westschweizer Ständerat Olivier François (FDP), Präsident der ständerätlichen Fernmeldekommission, traut ihm zwar zu, dass er im konfliktbeladenen medienpolitischen Powerplay die richtigen Entscheidungen fällen wird. Man dürfe sich aber keine Wunder erhoffen.

Treibende Kraft hinter Admeira

Der frühere Ringier-Manager ist einer, der treibenden Kräfte hinter Admeira, der Werbegemeinschaft von SRG, Swisscom und Ringier, von der sich die privaten Medienhäuser herausgefordert und erdrückt fühlen. Seit er den Fuss in den Fernsehturm in Genf gesetzt hat, predigt Marchand den digitalen Umbau der SRG und den forcierten Auftritt im Internet.



SRG-Generaldirektor Roger de Weck.

Die Verleger machen dagegen mobil und verlangen, zu Recht, Werbebeschränkungen sowie ein Verbot für die SRG, «presseähnliche» Angebote ins Internet zu stellen.

In der Deutschschweiz trifft Marchand auf ganz andere Verhältnisse als in der Romandie, wo die SRG weniger umstritten ist. Marchand hat bisher auch keinen so guten Draht zur derzeitigen Medienministerin Doris Leuthard wie Vorgänger de Weck. Lange bevor dieser die Geschicke der SRG leitete, gehörte er jenem verschworenen Gruppchetto an, das von Leuthard regelmässig zu sogenannten Kaminfeuergesprächen eingeladen wurde. Als SRG-Chef bekam er dann für alle seine abgehobenen

Ausbaupläne Rückendeckung von der Medienministerin.

Marchand bekommt mit dem Walliser Staatsrat Jean-Michel Cina (CVP) einen langjährigen Intimus der Medienministerin als SRG-Präsidenten vorgesetzt. Auch wenn das gegenwärtig in Bern nur im Flüsterton herumgeboten wird: Cina wird bei den künftigen Debatten um die Initiative «No Billag» und die Service-public-Kontroverse wohl eine offensivere Rolle spielen als sein Vorgänger Viktor Baumeler – und so die sprachlichen Defizite des neuen SRG-Direktors kompensieren. Und auch kräftig mithelfen, dass die De-Weck-Doktrin von der unantastbaren SRG auch weiterhin Bestand hat. ○

Politik

Ogis Welt

Wir blicken gebannt nach Washington, Moskau und Fraubrunnen.

In einem Interview mit der *Schweiz am Sonntag* sieht Adolf Ogi die Chance, zwischen Donald Trump und Wladimir Putin ein Gipfeltreffen in Genf anzubahnen. Wie 1985, als Kurt Furgler Ronald Reagan und Michail Gorbatschow empfing. Kurt Furgler weilt nicht mehr unter uns. Doch daran soll's nicht scheitern. Niemand unter uns, der sich nicht ausmalt, wen sich Adolf Ogi als Gastgeber zwischen Trump und Putin vorstellt. Die Zeitung *20 Minuten* verbreitete Ogis Idee «mit Trump und Wladimir Putin in den Hauptrollen». Glaubt jemand im Ernst, Ogi würde sich mit einer Nebenrolle begnügen?

Ratschlag des Schattenaussenministers

Leider benötigen weder Trump noch Putin Ogis Vermittlerdienste, um sich kennenzulernen. Denn sie kennen sich längst. Putin hat Trump schon gratuliert, als alle andern Staatschefs noch so betäubt in den Seilen lagen, als seien sie und nicht Hillary Clinton eben k.o. gegangen. Schon im Wahlkampf gab es Kontakte des Trump-Teams mit offiziellen russischen Stellen.

Vor dem Genfer Treffen von 1985 verhandelten Washington und Moskau lange über Abrüstung, Getreide, Flugverkehr und Kulturaustausch. Also über den ganzen bürokratischen Krimskrams, der Ogi garantiert zu langweilig wäre. Nach Genf flogen die Spitzenpolitiker nur noch zur Unterschrift. Auch wenn der begnadete Selbstdarsteller Furgler so tat, als habe er jeden einzelnen Marschflugkörper persönlich verschrottet.

Überhaupt zeigt die Aktualität drastisch, wie nutzlos jener Politbetrieb ist, den Ogi von Herzen liebt – persönliche Bekanntschaft, menschliche Nähe und Netzwerke. Doch nach der Trump-Wahl fliegt jede einzelne vorher noch so mächtige Person der früheren Administration raus. Jede noch so stattliche Adressliste wird Makulatur.

Also Hände weg vom Ratschlag des Schattenaussenministers Ogi. Wirklicher Aussenminister wird übrigens Rudolph Giuliani. Jedenfalls gemäss *Blick*, erfüllt doch der Ex-Bürgermeister von New York sämtliche Ringier-Kriterien: Er posiert dort nämlich gleich mit zwei eminenten Staatsmännern – mit Georg W. Bush und Adolf Ogi. *Christoph Mörgeli*

Der frechste Asylbewerber der Schweiz

Der mehrfach verurteilte Nigerianer A. lebt von der Fürsorge und hintergeht die Sozialarbeiter, die ihn hätscheln. Jede Selbstverantwortung lehnt er ab. Der Staat zahlt trotzdem brav weiter.

Von Philipp Gut

Dies ist die Geschichte eines Mannes, den wir A. nennen wollen. Der aus Nigeria stammende Asylbewerber ist kriminell, er bezieht Sozialhilfe und betrügt die Behörden, die ihn durchfüttern. Dabei rührt A. keinen Finger, die Sozialarbeiter sollten alles für ihn tun, findet er. Als wir von der Geschichte hörten, dachten wir, A. müsse der frechste Asylbewerber der Schweiz sein. Doch Insider winken ab: Solche wie A. gebe es viele. Das macht die Sache nicht besser.

A. reist im Frühjahr 2005 als junger Mann in die Schweiz ein und stellt ein Asylgesuch. Der Fall ist schnell geklärt: Der Asylbewerber ist politisch in seiner Heimat nicht verfolgt, das Bundesamt für Migration lehnt das Gesuch innert weniger Wochen ab. A. reicht Beschwerde gegen die Verfügung ein, doch die Asylrekurskommission tritt darauf nicht ein.

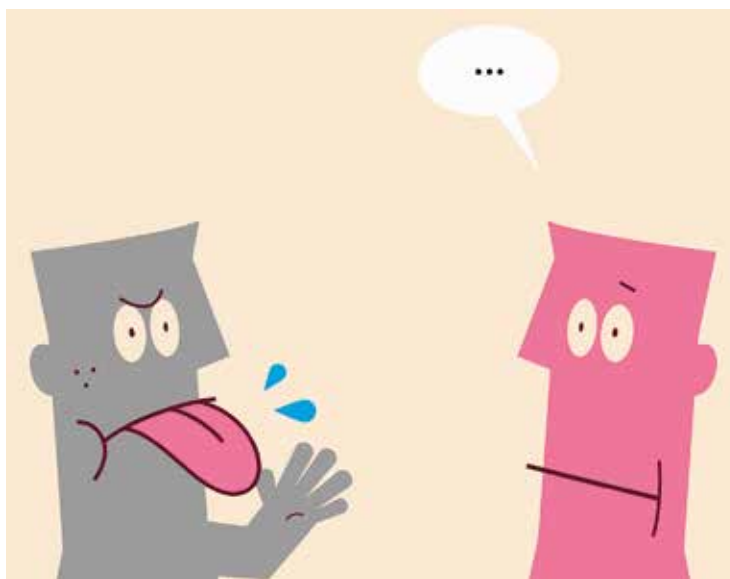
Rund zehn Monate nach seiner Einreise in die Schweiz hätte A. in seine Heimat zurückgeschafft werden sollen, das Flugzeug war quasi schon startklar. Doch kurz vor der Ausschaffung heiratet A. eine Schweizerin – und erhält vom kantonalen Migrationsamt eine Aufenthaltsbewilligung.

Die Ehefrau von A. sorgt für den Lebensunterhalt. A. hingegen arbeitet kaum. Ein paarmal versucht er sich als Hilfsarbeiter, wirklich schuftet will er aber nicht. Das ändert sich auch dann nicht, als seine Gattin im Jahr 2008 ein Kind von ihm bekommt.

Zwei Jahre später trennen sich die Eheleute, nach weiteren zwei Jahren folgt die Scheidung. Das Kind wird der Obhut der Mutter unterstellt, sie erhält auch das Sorgerecht. Der Vater darf seinen Sohn einen Tag pro Woche besuchen.

A. rastet wiederholt aus. Seine Aggression richtet sich nicht nur gegen seine Schweizer Noch-Ehefrau, sondern auch gegen deren Eltern. Er erhält zeitweilig ein Betret-, Rayon- und Kontaktverbot bezüglich aller Beteiligten (Gattin, Sohn, Schwiegereltern). Das Bezirksgericht verurteilt ihn wegen Nötigung. Er hatte seiner Frau gegenüber gesagt, wenn sie ihm den Sohn wegnehme, werde er sie und ihre Familie töten. Vom Vorwurf der Drohung – er soll gesagt haben, er werde eine Waffe kaufen und die Schwiegereltern erschiessen – wurde A. nach dem Prinzip in dubio pro reo freigesprochen.

Bereits kurz nach seiner Einreise in die Schweiz war der Mehrfachtäter kriminell geworden. 2006 wird er wegen Verstössen gegen das Bundesgesetz über Aufenthalt und Niederlassung der Ausländer sowie wegen Hausfriedensbruchs verurteilt. Anfang 2011 folgen eine Geldstrafe und eine Busse wegen Hinderung einer Amtshandlung, Verletzung von Verkehrsregeln, der Gebrauchsentwendung eines Autos und des mehrfachen Fahrens ohne Führerausweis.



Wie viel Sozialhilfe darfs denn sein?

Den Gerichtsprotokollen ist zu entnehmen, dass A. eine doppelte Sicherheitslinie überfuhr und mit übersetzter Geschwindigkeit durch ein Dorfzentrum raste, obwohl ihm ein Polizeiwagen mit eingeschalteten Warnsignalen und der Matrixleuchte «Stop Polizei» folgte. A. setzte seine Irrfahrt ungerührt fort, touchierte einen Randstein, überfuhr ein Trottoir, liess das Auto stehen und flüchtete in seine Wohnung. Die Aufforderung, zum Polizeiposten zu kommen, befolgte er nicht, er musste in Handschellen gelegt werden.

Unkooperativ, renitent

Der Nigerianer beginnt nun, Kanton und Wohngemeinde in grösserem Massstab finanziell zu belasten. Als Asylant hätten für ihn reduzierte Tarife gegolten, doch durch die Heirat mit der Schweizerin ist er zum ordentlichen Sozialfall aufgestiegen. Er hat Anspruch auf 986 Franken pro Monat, plus Wohnung, plus Krankenkassenprämien, plus diverse sogenannte Integrationsleistungen.

Mit der Arbeit will es auch jetzt nicht klappen. A. arbeitet kurzzeitig im Schichtbetrieb auf Abruf. Danach meldet er sich arbeitslos und bezieht Taggelder. Gegenüber den Behörden zeigt er sich unkooperativ, ja renitent. Das Regionale Arbeitsvermittlungszentrum (RAV) fordert vorschriftsgemäss Bewerbungsunterlagen ein, was er verweigert. Die Sozialarbeiter weisen ihn einer gemeinnützigen Arbeit zu. Doch auch dieser geht er nicht nach. Man kürzt ihm deshalb die Grundleistung der Sozialhilfe, was die Belastung der Steuerzahler freilich nicht mindert.

Verheimlichte Einkünfte

A. wird in ein Beschäftigungsprogramm einer privaten Firma im Speckgürtel des Fürsorgestaats gesteckt, das für wenige Monate über 12 000 Franken kostet. Doch der Nichtsnutz bleibt sich treu und schafft es, sich sogar in dieser samtweichen Sonderbetreuungszone der Sozialindustrie unmöglich zu machen. Er hält sich nicht an die Arbeitszeiten, foutiert sich um die Anweisungen der Betreuer und wird mehrmals schriftlich verwarnet. Schliesslich wird er gefeuert. In den Akten heisst es: «Hat sich nie um Arbeit bemüht, hat nicht kooperativ mit den involvierten Stellen,

insbesondere mit dem RAV, zusammengearbeitet und zu keinem Zeitpunkt aktiv zur Verbesserung seiner wirtschaftlichen Situation beigetragen.»

Als wäre das nicht genug, hintergeht der dreiste Afrikaner auch den Schweizer Staat, der ihn hegt und pflegt. Aus seinem Kontoauszug geht hervor, dass er verheimlichte Ein-

Der zuständige Sozialarbeiter kommt A. auch jetzt noch weiter entgegen.

künfte hat. Zusätzliche Schwarzeinnahmen erzielt er durch einen Untermieter, den er ebenfalls nicht meldet, wie es seine Pflicht wäre. Der Sozialinspektor entdeckt die verschwiegene Einnahmequelle.

Aktenkundig ist überdies, dass A. die Behörden verschiedentlich anlügt. So behauptet er, die Lohnabrechnungen für seine sporadischen Einsätze bei einem Personalvermittler seien

immer direkt an das Sozialamt geschickt worden. Der zuständige Sozialarbeiter entgegnet, er habe nie eine solche Abrechnung erhalten. In Anwesenheit von A. telefoniert der Beamte daraufhin mit der Vermittlungsfirma, und diese bestätigt, dass die Abrechnungen jeweils an die E-Mail-Adresse von A. gesendet worden sind.

Probleme macht A. auch bei der Wohnungssuche, wobei er seine ganze Anspruchshaltung offenbart. Er zieht in eine Wohngemeinschaft um, fliegt dort aber «aufgrund diverser Unstimmigkeiten» wieder raus. Der Sozialdienst organisiert ihm ein Zweibettzimmer bei der Heilsarmee, allerdings nur als Übergangslösung. A. weigert sich in der Folge, selbst eine neue Bleibe zu suchen. In den Akten taucht wiederholt die Aussage von A. auf, «er fühle sich für seine Situation nicht verantwortlich». Die ihn hätschelnden Betreuer sollten alles für ihn tun, auch eine neue Wohnung sollten sie ihm gefälligst verschaffen. Das sei «die Aufgabe des Sozialdienstes».

Der zuständige Sozialarbeiter kommt A. auch jetzt noch weiter entgegen. Dieser müsse zwar «Wohnungsbemühungen» vorweisen, mahnt er, er sei aber bereit, den 9-Uhr-Pass für die lokalen Verkehrsmittel für zwei Monate auf alle Zonen auszuweiten, damit er im ganzen Kanton suchen könne. A. bleibt stur «und sagt, dass er diese Spiele satthabe. Ich müsse für ihn suchen», notiert der Sozialbeamte.

Ungenügende Integration

Im Herbst 2012 lehnt das Migrationsamt das Gesuch von A. um Verlängerung der Aufenthaltsbewilligung ab, «infolge ungenügender Integration». A. legt Rekurs ein, unterstützt von einem politisch links stehenden Anwaltskollektiv. Nun müssen sich auch die Gerichte mit dem Sozialfall befassen. Die Kosten gehen selbstverständlich zu Lasten der Steuerzahler.

Im Sommer 2013 weist die Rechtsabteilung der Sicherheitsdirektion den Rekurs ab. Doch A. zieht, beraten durch die Asyl-Anwälte, den Fall ans Verwaltungsgericht weiter. Dieses entscheidet im Frühling 2014, die Aufenthaltsbewilligung von A. sei nicht zu verlängern. Danach verliert sich die Spur des frechen Asylbewerbers in den Akten. Vielleicht ist er ausge-reist, vielleicht auch nur untergetaucht.

Zurück bleiben erhebliche Kosten, für die natürlich die Steuerzahler aufkommen müssen. Alles in allem haben der Kanton und die Wohngemeinde mehrere hunderttausend Franken für A. ausgegeben, unter anderem für den Zahnarzt, für Therapie, verschiedene «Integrationszulagen» – so etwa die 12 000 Franken für die gescheiterte «Arbeitsintegration» – und für diverse «situationsbedingte Leistungen». A. hat seine Lektion gelernt: «Du kannst so faul und so dreist sein, wie du willst – der Schweizer Sozialstaat zahlt immer.» ○

Politik

Neues vom Propagandasender

Die «Rundschau» erfindet einen Skandal um die Kampfstiefel der Armee, um ein Gesetz und eine Volksabstimmung zu beeinflussen.

Eine Fabrik, die sich offensichtlich an alle Regeln hält», stellt die Besucherin aus der Schweiz bedauernd fest. Die italienische Firma Aku lässt die Kampfstiefel für die Schweizer Armee in Rumänien nähen. Die Fabrik in der Textilstadt Cluj bietet korrekte Bedingungen und faire Löhne; nur die unqualifizierten Arbeitskräfte verdienen während der Anlehre bloss den gesetzlichen Mindestlohn von umgerechnet 300 Franken. Aber um das zu sehen, ist die junge Reporterin der «Rundschau» nicht ange-reist. Sie bedrängt und verfolgt deshalb Arbeiterinnen so lang, bis ihr eine anonym – weil angeblich alle die Kündigung fürchten – mit dem Rücken zur Kamera sagt, was sie hören will: Mit dem Mindestlohn, zwei Franken in der Stunde, «ist es unmöglich, zu leben».



Öffentliche Aufträge müssen an den günstigsten Bewerber gehen.

Die Verantwortung dafür trage «die Schweizer Regierung», trompetet eine Aktivistin der Clean Clothes Campaign: Sie dürfe die «laschen Gesetze» in Rumänien – gemeint ist der Mindestlohn – nicht ausnutzen, also nicht nur «Hungerlöhne» bezahlen. Die Politik könne etwas dagegen unternehmen, weiss der Experte Marc Steiner: Sie dürfe bei Beschaffungen nicht nur auf den günstigsten Preis achten, sondern müsse auch würdige Sozialstandards fordern. «Warum», fragt der Skandalbericht deshalb zum Schluss, «leistet sich der Bund mit unseren Steuergeldern keine anständigen Löhne?»

Weil er nicht darf, wie jeder Provinzpolitiker weiss: Aufgrund des Übereinkommens der Welthandelsorganisation (WTO) von 1994 müssen öffentliche Aufträge an den günstigsten Bewerber gehen – zusätzliche Zahlungen oder Bedingungen sind verboten. So will die Weltgemeinschaft die Korruption bekämpfen, an der gerade auch Rumänien krankt. Die Schweiz hilft dem Land zwar mit 218 Millionen aus dem insgesamt 1,3 Milliarden Franken schweren Topf des EU-Erweiterungs-Beitrags. Aber sie darf darüber hinaus keine Entwicklungshilfe leisten, indem sie einzelnen Arbeitskräften – nach welchen Kriterien ausgewählt? – mehr als die Marktlöhne bezahlt.

Doch die ahnungslose SRF-Redaktion gibt auch sieben ahnungslosen Nationalräten aus der Sicherheitskommission die Chance, sich mit völkerrechtswidrigen Aussagen zu blamieren. David Zuberbühler (SVP) mahnt: «Grundsätzlich wäre ich dafür, dass Produkte für die Schweizer Armee wenn immer möglich in der Schweiz hergestellt werden, um den Heimmarkt zu stärken.» Rosmarie Quadranti (BDP) trotzt: «Die Armee lebt von Steuergeldern – und die soll sie auch in der Schweiz umsetzen, trotz Submissionsverordnung.» Und Priska Seiler Graf (SP), die als Stadträtin in Kloten schon von der WTO gehört haben sollte, schlägt einen dialektischen Salto: «Besonders stossend ist, dass juristisch in diesem Fall alles korrekt abgelaufen ist.»

«Anständig» geschäften

Allenfalls gebe es Handlungsbedarf im neuen Beschaffungsgesetz, damit auch im Ausland unter «menschenwürdigen Umständen» produziert werde, sagt Jakob Büchler (CVP). Und er sagt damit, was SRF hören will. Das Beschaffungsgesetz kommt jetzt ins Parlament. Gestützt auf das WTO-Übereinkommen, sieht es vor, dass bei Auftragsvergaben auch auf die Nachhaltigkeit zu achten ist – allerdings nur auf die ökonomische und die ökologische: Die ärmeren Länder wollten ausdrücklich keine Sozialstandards, also auch keine «anständigen» Löhne.

Doch der Beschaffungsexperte Marc Steiner, als Bundesverwaltungsrichter der SP und Aktivist für diverse NGOs eine gern gehörte Stimme in der Bundesverwaltung, drängt auf strengere Regeln, WTO hin oder her. Und nächstes Jahr stimmt das Volk über die Konzernverantwortungsinitiative ab: Sie soll alle Schweizer Unternehmen zwingen, weltweit «anständig» zu geschäften – was immer die Aktivisten damit meinen.

Einmal mehr will die «Rundschau» also Politik machen: Ein Skandal ist nicht, was sie als Skandal verschreit, sondern dass sie einen Skandal erfindet. *Markus Schär*

Erschütterungen

Während in den USA die politische Landschaft durchgeschüttelt wurde, bebte in Neuseeland, am anderen Ende der Welt, die Erde.

Ein Tagebuch von David Vogelsanger

9. November — Seit über zwei Jahren bin ich in Wellington, der Hauptstadt Neuseelands, und sehe unter meinem Büfenster die Fähren über die Cook Straits nach der Südinsel dampfen. Jeder Tourist kennt diese Überfahrt, aber ich bin noch nie dazu gekommen. Das Flugzeug ist einfach schneller. Der Landwirtschaftsminister hat mich aufgefordert, die wichtigste Agrarschau des Landes zu besuchen, die Agricultural Show in Christchurch. Zweimal klappete es nicht, aber dieses Jahr gehe ich, und zwar mit der Fähre und unserem Land Rover.

Während ich die spektakuläre Küstenstrasse entlangfahre, finden in Amerika heute die Präsidentschaftswahlen statt. Ich habe keine amerikanische Wahl verpasst, seit 1964 Barry Goldwater gegen Lyndon Johnson antrat. Damals hörte ich mit dem Transistorradio unter der Bettdecke die ganze Nacht Heiner Gautschy zu.

Clinton wird wohl gewinnen. Ich habe diese Frau und all ihre Skandale beobachtet, als ich als junger Diplomat während der Amtszeit ihres Mannes in Washington war. Sie hat mir nie gefallen mit ihrer penetrant selbstzufriedenen und besserwisserischen Art, die sich mit dem Alter noch verstärkt hat. Bill Clinton bin ich damals zweimal begegnet. Er ist ein grosser Charmeur, dem man vieles nachsah. Ich habe auch nicht vergessen, dass es Hillary war, die ihren Mann seinerzeit dazu drängte, die amerikanische Regierungsmaschine in die Schmutzkampagne gegen die Schweiz einzuspannen, weil sie auf den Senatssitz von New York schielte. Die bürgerlichen Zürcher *bien-pensants* haben ihr kurz darauf in der Aula der Uni mit begeistertem Applaus dafür gedankt...

Auf der langen Fahrt nach Christchurch halte ich immer wieder an und verfolge auf meinem iPhone die Stimmauszählung in den USA. Ohio, North Carolina, Pennsylvania, Florida färben sich rot. Die Sensation ist perfekt: Donald Trump ist der neue Präsident. Der Mann gefällt mir mit seiner grossspurigen New Yorker Art nicht besonders – und seine bisweilen geschmacklosen Äusserungen noch weniger. Immerhin beherrscht er, was Luther «dem Volk aufs Maul schauen» nannte.

Fast alle meiner amerikanischen Freunde und meine Frau haben ihm ihre Stimme gegeben. Auch ihnen gefällt er nicht besonders, aber sie haben die Nase voll von einer selbsternannten Pseudo-Elite, die ständig soziale Phrasen von sich gibt, sich aber vor allem die eigenen Taschen füllt; die ihren Freunden in den Banken mit dem Geld der Steuerzahler aus der Patsche hilft;

die die masslose Einwanderung, welche die herkömmliche Lebensart bedroht, nicht am eigenen Leib spürt, aber mit ihr viel Geld verdient; die den einfachen Leuten, die sie immer wieder beleidigt, vorschreiben will, was sie denken und sagen dürfen, aber auf Kosten von deren Söhnen und Töchtern Kriege führt; die mithilfe der Justiz Verfassung und Volksentscheide uminterpretiert und mit Umfragen die öffentliche Meinung manipuliert. Der Ärger hat sich seit 25 Jahren aufgestaut, und der EU-Austritt des Vereinigten Königreichs ist ebenso eine Antwort darauf wie nun Trump. Nur die Schweiz mit ihrer direkten Demokratie war schneller.

In Christchurch angekommen, nehme ich das Entsetzen der «schnatternden Klassen» über das Wahlergebnis zur Kenntnis. In Neuseeland wie in der Schweiz haben sich Journalisten, «Experten», Meinungsforscher und Politiker einmal mehr fast alle getäuscht, stehen mit abgesägten Hosen da und jammern über «Populismus», das fadenscheinige Argument all jener, die nicht mehr wissen, wo die Leute der Schuh wirklich drückt. Winston Peters, der frühere Aussenminister und Chef von New Zealand First, einer Art neuseeländischer SVP, spricht von einer Revolution mit dem Stimmzettel. Ich tausche E-Mails mit Amtskollegen aus, darunter unserem ausgezeichneten Botschafter in Washington, der die Lage nüchtern und fair beurteilt.

In Neuseeland sind wir Erdbeben gewohnt, aber ich weiss sofort: Das ist das grosse.

10. November — Heute bin ich den ganzen Tag an der Agricultural Show. Das Land lebt von seiner Landwirtschaft und immer mehr auch vom Tourismus. Ich entdecke viele für mich neue Kuh- und Schafzassen und zu meiner Freude auch Toggenburger und Saanengeissen, die hier bevorzugten Milchziegen. Zufällig stosse ich auf Premierminister John Key. Er ist ein grosser Freund der Schweiz und war auch schon bei uns zu Hause zum Fondue. Er begrüsst mich, und ich darf an seiner Begegnung mit den Vertretern der Farmer teilnehmen. Key ist einer der Hauptprotagonisten des Transpazifischen Freihandelsabkommens (TPP), des im März in Auckland unterzeichneten grossen Wirtschaftsabkommens zwischen den USA, Japan und zehn pazifischen Staaten ohne China, das weit über ein blosses Handelsabkom-



Trump und Clinton sind weit weg: Lake Erskine.



Einfach, nüchtern, optimistisch: Agricultural Show

men hinausgeht. Er ist überzeugt, dass die TPP gut für sein Land wäre, aber ohne die USA kann es nicht in Kraft treten.

Schon vor der Wahl zeichnete sich ab, dass der abtretende Präsident es nicht mehr durch den Kongress bringt. Jetzt ist klar, dass es zumindest in seiner unterzeichneten Form erledigt ist. Der Premier spricht einfach, nüchtern und optimistisch zu den Farmern. Wir werden andere Wege finden, den freien Handel zu garantieren, wir werden mit dem Präsidenten gut zusammenarbeiten, den das amerikanische Volk gewählt hat, die Allianz der freiheitsliebenden fünf angelsächsischen Staaten hat Bestand. Keine Spur von Wehleidigkeit, Aufregtheit oder gar Besserwisserium. Ein Staatsmann.

11. November — Heute bin ich in Timaru, einer Kleinstadt südlich von Christchurch. Kurt Kempf, ein Maurer und Steinmetz aus Goldau im Kanton Schwyz, ist Anfang der sechziger Jahre, wie damals viele tüchtige Schweizer Handwerker, nach Neuseeland ausgewandert und hat hier eine Familie und ein blühendes Unternehmen gegründet. Zu seinem 80. Geburtstag hat er, wie alle Mitbürger ab siebzig, von mir einen Brief bekommen. Dann hat er



Gewaltiges und langes Rumpeln: Strasse bei Kaikoura an der Ostküste.



in Christchurch.



Schweizer Wurzeln: stillgelegte Brunner-Kohlemine an der Westküste.

mich zu einem Besuch eingeladen. Fast alle Schweizer der Gegend kommen zum Barbecue in das prächtige, mit eigenen Händen erbaute Haus des Gastgebers und seiner neuseeländischen Frau. Ich erfahre viel Neues und Interessantes von unseren ausgewanderten Mitbürgern. Einmal mehr bin ich stolz auf sie. Trump und Clinton sind weit weg.

12. November — In Zürich findet das traditionelle Martini-Mahl meiner Zunft statt, und ich bin schon wieder nicht dabei. Dafür fahre ich zum ersten Mal über die Südalpen, auf den Spuren zweier Schweizer Entdecker dieser Berge an der wilden Westküste: Thomas Brunner (1821–1874) und vor allem Jakob Lauper (1815–1891), genannt «Swiss Jacob», nach denen Berge, Seen und Flüsse benannt sind. Vor allem Lauper, ein ehemaliger Schweizergardist, Teilnehmer am Sonderbundskrieg und lebenslanger Abenteurer, fasziniert mich. Im Juli hat mich der Gemeinderat von Giffers im Kanton Freiburg eingeladen, wo Laupers Vater Ammann und er selber Friedensrichter gewesen war. Seine Gemeinde hat ihm einen schönen Gedenkstein gesetzt, und ich versprach, ein kleines Stück davon auf Laupers Grab in Napier zu legen. Bei sehr

schlechtem Wetter fahre ich über die wilden Pässe, auf Strassen, die zum Teil nicht geteert sind, und kann mir nur vorstellen, was dieser Schweizer seinerzeit mitgemacht hat, als er nach Gold gesucht und einen aristokratischen englischen Landvermesser namens Henry Whitcombe in die unbekannte Wildnis begleitet hat.

13. November — Ich erreiche die Westküste, die weit wilder ist als die östliche. Überall gibt es Gold- und Kohleminen, viele davon stillgelegt. In dem nach unserem Landsmann benannten Dorf Brunner kamen 1896 65 Arbeiter bei der Explosion der Brunner Mine ums Leben, und ich besuche den kleinen Friedhof mit seinen Gräbern. Nebenan striegelt eine Frau Garfield, ihren Saanengeissbock. An der Mündung des Taramakau River versuche ich, mir die Wucht der Flut vorzustellen, die Whitcombe und Lauper ins Meer hinausgetrieben hat. Lauper überlebte, fand die Leiche seines Begleiters anderntags am Strand und begrub sie mit blossen Händen. Für den Ammann von Giffers und die Nachkommen Laupers, die ich dort kennengelernt habe, nehme ich Steine mit. Nach einem Abstecher in die kleine Goldgräberstadt Hokitika, wo Lauper später lebte, neh-

me ich Quartier direkt am Strand bei einem sympathischen Paar, das hier in völliger Einsamkeit ein modernes Holzhaus gebaut hat.

14. November — Zwei Minuten nach Mitternacht. Ein gewaltiges und langes Rumpeln weckt mich. In Neuseeland sind wir Erdbeben gewohnt, aber ich weiss sofort: Das ist das grosse. Selber verspüre ich keinerlei Angst, denn das einstöckige Holzhaus ist sicher. Aber meine Frau ist in Wellington in einem prächtigen alten zweistöckigen Backsteingebäude, das der Eidgenossenschaft gehört. Der erste Anruf gilt ihr. Sie hat es noch viel deutlicher erlebt als ich, obwohl ich weit näher am Epizentrum bin. Sie wird jetzt samt Sennenhund sofort in ein kleines Nebengebäude dislozieren.

Darauf folgt sofort ein erstes Gespräch mit unserer Tessiner Vizekonsulin, die das Pikettetelefon bedient. Wir kontaktieren die Mitarbeiter der Botschaft. Allen geht es gut. Unser Krisendispositiv funktioniert. Funk und Satellitentelefon kommen nicht zum Einsatz, denn das öffentliche Netz ist nicht ausgefallen. Mein Stellvertreter kontaktiert den Konsul in Auckland und die Präsidenten aller Schweizervereine im Land. Es ist niemandem etwas passiert. Im hauptsächlich betroffenen Touristenort Kaikoura an der Ostküste der Südinself, wo ich vier Tage vorher durchgefahren bin, sind auch Schweizer eingeschlossen, aber sie sind wohlauf. Helikopter und ein Schiff der Navy evakuieren sie während der folgenden Tage. Die Krisenbewältigung seitens der neuseeländischen Behörden ist vorbildlich. Alles ist bestens eingespielt und von einer positiven *can do*-Mentalität geprägt.

Noch weitere drei Nächte bleibe ich auf der Südinself blockiert, da die Fähren nur teilweise funktionieren. An eine Rückkehr des Botschaftspersonals in die Kanzlei im 12. Stock eines Hochhauses ist während der ersten zwei Tage nicht zu denken, bevor dieses nicht für sicher erklärt worden ist. Viele Gebäude in Wellington sind beschädigt und bleiben evakuiert.

Das Erdbeben hatte eine Stärke von 7,8. Wäre es in unmittelbarer Nähe einer Stadt passiert, hätte man statt lediglich zwei Opfern vielleicht viele hundert, wenn nicht Tausende beklagen müssen. Zudem war der Zeitpunkt des Bebens in der Nacht günstig. Am Tag wären auf der völlig verschütteten Küstenstrasse, die ich eben noch befahren hatte, viele Autos von den Felsmassen begraben worden. Die Serie der bislang gegen 2000 Nachbeben reisst nicht ab, während ich diese Zeilen schreibe. Aber wir sind noch einmal davongekommen.

David Vogelsanger ist seit 2014 Schweizer Botschafter in Neuseeland. Die Redaktion der *Weltwoche* hat ihn gebeten, zu beschreiben, wie er die beiden fast gleichzeitigen Ereignisse – die amerikanische Wahl und das Erdbeben von Kaikoura – persönlich erlebt hat. Es handelt sich nicht um eine offizielle Stellungnahme.

Bau + Energie Messe

bau-energie.ch

Messe mit Kongress für Fachleute und Private 8. – 11. Dezember 2016 BERNEXPO, Bern

- Energieeffizientes Bauen und Modernisieren
- Erneuerbare Energien, Holzbau
- Digitales Planen und Bauen
- Solarthermie, Photovoltaik, Speicher
- Gebäudetechnik, Lüftung, Wärmedämmung
- Beraterstrasse der Kantone
- Passivhausstrasse

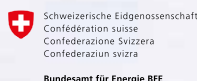
30% Rabatt auf Online-Ticket

Gutschein Code: PME-4QUD

einlösbar unter www.bau-energie.ch



Träger



Partner



Happy Hour für Schuldner

Die Schweiz muss im Jahr 2,5 Milliarden Franken weniger Schuldzinsen zahlen. Trotzdem reicht das Geld nicht. CVP und Linke wollen zusätzlich die Schuldenbremse aushebeln. *Von Peter Keller*

Herrlich ist es, Schulden zu haben. Noch herrlicher, Schulden zu machen. Seit 2006 zeigt die Zinskurve nur in eine Richtung: nach unten (siehe Grafik). Musste die Eidgenossenschaft vor zehn Jahren noch 3993 Millionen Franken für ihre angehäuften Schulden zahlen, fiel die Summe kontinuierlich auf 2888 Millionen (2010) und nunmehr 1471 Millionen (laufendes Budget). Die Schweiz zahlt heute im Jahr 2522 Millionen Franken weniger Passivzinsen als 2006.

Dahinter verbirgt sich ein doppelter Effekt. Einmal sind die Zinssätze seit der Finanzkrise kontinuierlich gesunken. Die Notenbanken fluten die Märkte mit billigem Geld. Allen voran die Europäische Zentralbank. Sie versucht so, die Euro-Krise in den Wackelstaaten Griechenland, Italien, Spanien und Portugal zu überzuckern. Die Schweizerische Nationalbank muss dieser Geldpolitik gezwungenermassen folgen, damit der Franken gegenüber dem Euro nicht durch die Decke geht. Die unmittelbare Folge: Nicht nur der Immobilienbesitzer freut sich über die tiefen Zinssätze, auch der grösste Schuldner im Land: die Schweizerische Eidgenossenschaft.

Trickserei des Bundesrates

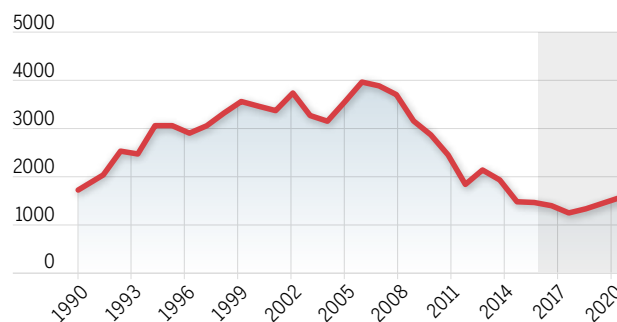
Der zweite Effekt besteht in der 2003 beschlossenen und 2006 endgültig wirksamen Schuldenbremse. Sie verpflichtet die Politik zu ausgeglichenen Budgets. Statt mit der grossen Schaufel darf Bundesbern nur mit der kleinen Geld verteilen. Defizite müssen durch Sparprogramme kompensiert werden. Ein Erfolgsmodell: Im Gegensatz zum restlichen Europa, das immer tiefer in Schulden versinkt, konnte die Schweiz ihren Schuldenberg in den letzten Jahren abtragen: von 124 auf 104 Milliarden Franken. Entsprechend tiefer fallen auch die Verpflichtungen aus. Rund eine Milliarde Franken «spart» die Schweiz an Zinsleistungen, die restlichen 1,5 Milliarden verdankt sie den tiefen Zinsen. Zurzeit verschuldet sich der Staat nicht nur gratis, er bekommt noch Geld von seinen Gläubigern. Ein Beispiel: Ende September wurde eine zehnjährige Anleihe über 200 Millionen Franken versteigert. Bezahlt wurden dafür 230 Millionen. Der Schuldner bekommt Geld vom Gläubiger.

Doch die Happy Hours sind vorbei. Schon für 2017 droht ein defizitärer Haushalt. Nur

durch eine Schummelei kann der Bundesrat ein schuldenbremskonformes Budget präsentieren. Er will 400 Millionen Franken für das Asyl als «ausserordentliche Ausgaben» abbuchen. Ein doppeltes Schmierstück: Die hohe Zahl der Asylbewerber und die tiefe Ausschaffungsquote liegen sehr wohl in der Verantwortung der Departementsvorsteherin Simonetta Sommaruga (SP). Auf der anderen Seite wird tunlichst verschwiegen, dass der Bundeshaushalt dank der tiefen Schulden und Schuldzinsen jährlich viel Geld einspart. Doch die «gewonnenen» 2,5 Milliarden sind längstens versickert: im Asylwesen, in der Entwicklungshilfe, im Sozialstaat. Obwohl die Passivzinsen seit 2010 sinken, sind die

Entwicklung der Passivzinsen

Rechnung 1990–2015; Budget und Finanzplan 2016–2020, in Mio. Fr.



QUELLE: DATEN DER EIDGENÖSSISCHEN FINANZVERWALTUNG

Trägt die Schweiz ihren Schuldenberg weiter ab?

Bundesausgaben von 60,330 Milliarden auf 69,012 Milliarden Franken gestiegen (Voranschlag 2017).

Ohne die Trickserei des Bundesrates mit seinen 400 «ausserordentlichen» Asyl-Millionen droht nächstes Jahr ein Minus von 619 Millionen Franken. In der Wintersession steht die grosse Haushaltsdebatte an. Ohne nahrhafte Kürzungen etwa beim Bundespersonal oder bei der Entwicklungshilfe droht ein Defizit. Bei der FDP herrscht Beisshemmung: Man schont den eigenen Aussenminister Didier Burkhalter und folgt nicht den Anträgen der SVP, die eine Kürzung der internationalen Zusammenarbeit in der Höhe von 338 Millionen Franken fordert. Doch die Hauptschlacht dreht sich um die Schuldenbremse: Die CVP will im Verbund mit den Linken das Korsett lockern und damit die nötigen Stabilisierungsprogramme umgehen. Somit ist das wichtigste und erfolgreichste finanzpolitische Instrument der Schweiz in Gefahr. ○

Energiepolitik

Im Dunkeln

Südaustralien setzte auf Windstrom. Das hatte Folgen.



Weniger als erwartet.

South Australia im Mai 2016: Der Nordblock von Port Augusta geht vom Netz. Damit ist das letzte Kohlekraftwerk im südaustralischen Bundesstaat Geschichte. Nun sollen Windturbinen 40 Prozent des Stroms liefern – so

viel wie kaum irgendwo sonst. Alle sind begeistert. Nur Matthew Warren warnt. «Wir befinden uns in unbekanntem Gewässern», so der Chef des australischen Energierats.

South Australia im Juli 2016: Die Windräder produzieren weniger Elektrizität als erwartet. Darum steigen die Strompreise. Zudem häufen sich Spannungsschwankungen im Netz. Der Bundesstaat schrammt mehrmals an einem Stromausfall vorbei. Auf Befehl der Regierung nimmt das stillgelegte Gaskraftwerk Pelican Point den Betrieb wieder auf.

South Australia im September 2016: Ein Sturm mit heftigen Böen zieht auf. Die Windräder müssen angehalten werden. Es gibt nicht genug Back-up-Kraftwerke. Nun wäre Importstrom aus dem Nachbarstaat Victoria nötig. Doch der Sturm knickt mehrere Masten. Die Leitungen zu Victoria sind dadurch gekappt. Die Stromversorgung bricht zusammen. 1,7 Millionen Einwohner sitzen im Dunkeln. Die Telefonnetze sind tot. Der Verkehr kommt zum Erliegen. Weltkonzerne wie die Rohstofffirma BHP Billiton stellen ihren Betrieb ein. In aller Eile werden Gaskraftwerke hochgefahren. Erst nach Stunden, zum Teil erst nach Tagen, fliesst wieder Strom.

South Australia im Oktober 2016: Die Protagonisten der Ökowende einigen sich auf eine Deutung des Blackouts. Der Sturm sei so stark wie kaum einer zuvor gewesen. Mit solchen Ereignissen sei «in einer wärmeren und feuchteren Atmosphäre» vermehrt zu rechnen, sagt Will Steffen, australischer Klimaforscher. Man sei also «aufgrund des Klimawandels betroffen». Umweltschützer fordern darum, die Alternativen auszubauen – im Kampf gegen die Erderwärmung. *Alex Reichmuth*

Frauen gegen Frauen

Männer werden oft des «Sexismus» bezichtigt, zuletzt wieder in der «Aufschrei»-Debatte. Dabei sind es häufiger die Frauen selbst, die andere Frauen runtermachen.

Von Zoë Jenny und Sonia Klajnberg (Illustration)

Worte können schlimmer und schmerzhafter sein als eine Ohrfeige oder eine Tracht Prügel. Das Perfide an verbaler Gewalt – zu der sexistische Äusserungen gehören – ist, dass man keine gebrochene Nase oder keine blauen Flecken vorweisen kann, um eine Anzeige zu erstatten. Die Spuren verbaler Schläge bleiben für immer im *blueprint* der Seele unsichtbar.

«Komm her, du Tussi», rief unlängst eine befreundete Mutter bei einem gemeinsamen Zoobesuch ihrer sechsjährigen Tochter zu. Als ich sie kopfschüttelnd ansah angesichts dieser aus meiner Sicht abwertenden und unangebrachten Bezeichnung, meinte sie, sie nenne ihre Tochter oft Tussi, und es sei lieb gemeint.

Auch wenn es, wie in diesem Fall, nicht böse gemeint ist, die Wirkung davon ist dennoch so. Spätestens wenn die Tochter herausfindet, dass mit der Bezeichnung Tussi gemeinhin ein Dummchen gemeint ist. Dass dies nicht gerade ein gesundes Selbstvertrauen fördern dürfte, liegt auf der Hand. Wenn man jeden Tag hört, man sei der letzte Dreck, wird man sich irgendwann auch so fühlen. Sprache schafft Wirklichkeit.

In grossmeisterlicher Manier

Manchmal ist nur ein schmaler Grat, wo eine unüberlegte Redensart, eine plumpe Anmache, ein dummes Kompliment aufhört und wo Sexismus beginnt.

Wer schon einmal in einer geschlossenen Frauenrunde zuhörte, weiss, dass wenn Frauen über andere lästern, dem Sexismus keine Grenzen gesetzt sind. Da wimmelt es dann von «Schlampen», «Tussen» und «bitches», «Raben- und Helikoptermüttern».

Bezeichnenderweise gibt es zu diesen Beschimpfungen keine männlichen Pendanten.

Eine Freundin von mir, die für einen Fernsehsender arbeitet, leidet darunter, dass ihre Mitarbeiterinnen sie fertigmachen, wenn sie plötzlich nach Hause muss, weil eines ihrer Kinder erkrankt ist. Dafür wird im gleichen Sender die Moderatorin, die zwei Kinder zu Hause hat, die hundertprozentig vom Mann betreut werden, als karrieresüchtige Rabenmutter angesehen – «die nicht weiss, was sie alles verpasst». Von Solidarität keine Spur.

Frauen sind Grossmeisterinnen darin, ihre Geschlechtsgenossinnen schlechtzureden und ihnen für ihre Entscheidungen ein schlechtes Gewissen zu vermitteln. Egal, was sie tun, für welchen Lebensentwurf oder welche Erziehungsform sie sich auch entschieden haben, in



Von Solidarität keine Spur.

den Argusaugen anderer ist es todsicher falsch. Nach einem jahrhundertelangem Kampf um Gleichberechtigung, die heute in westlichen Ländern zumindest auf dem Papier Gültigkeit hat, haben Frauen unendlich viel mehr Möglichkeiten und Freiheiten als Generationen davor. Nur leider scheint es, dass wir uns diese Errungenschaften nicht wirklich gönnen. Stattdessen belauern wir uns gegenseitig in der argwöhnischen Hoffnung, auch die andere möge nicht perfekt sein.

Anstatt Allianzen zu schmieden, wie Männer es tun, arbeiten Frauen hart daran, es sich gegenseitig so schwer wie möglich zu machen. Dabei ist es erschreckend, mit welcher Selbstverständlichkeit Frauen hemmungslos sexistisch sind.

In den rund zwanzig Jahren, in denen ich nun mit meiner Person hin und wieder in der Öffentlichkeit stand, wurden über neunzig

Prozent der sexistischen Angriffe und Verhaltensweisen, die ich erlebt habe, von Frauen begangen.

Den abwertend-sexistischen Ton setzte eine Journalistin gleich beim Erscheinen meines ersten Buches, als sie von «Frischfleisch» schrieb, «über das der Literaturbetrieb jetzt herfallen kann». Die gleiche Dame schrieb über mich als «hochgehandeltes Rennpferd, das im Stall der Buchmesse auf den Startschuss wartet». In unzähligen Artikeln hagelte es Adjektive wie «naiv», «dummlich», «falsch», «verlogen». Zwischen zwanzig und fünfunddreissig wurde ich als «Fräuleinwunder», «Schneewittchen», «Aschenputtel» oder «Reh mit grossen Augen» bezeichnet.

Eine Journalistin in Berlin meinte: «Sie schreibt zwar Bücher, aber eigentlich sieht sie aus wie eine Putzfrau.» In einer deutschen Zeitung unterstellte mir eine Journalistin mit

dem Nebensatz «eine, die für Geld noch ganz anderes macht als nur Bücher schreiben», Prostitution.

Wären diese Sätze von Männern geschrieben worden, hätten diese wahrscheinlich damit rechnen müssen, ihren Job zu verlieren, und die gleichen Frauen, die sich alle für aufgeklärte Feministinnen halten, hätten sich über den darin enthaltenen Sexismus hell empört.

Vor zwei Jahren erklärte mir eine Kulturredaktorin eines Frauenmagazins in Zürich nach einem Interview, ich sei schliesslich selber schuld. Das sei alles wegen der Fotos.

«Welcher Fotos?», fragte ich überrascht. «In der *Vogue* zum Beispiel», sagte sie verärgert, als würde sie der Gedanke daran noch heute erschauern lassen.

Stolz und Freude war nicht zu spüren

«Aber da hatte ich doch ein weisses Hemd an, zugeknöpft bis zum Hals!», erklärte ich, als müsste ich mich verteidigen. Sie schüttelte nur den Kopf wie eine Richterin, die das Urteil längst gefällt hat. *Vogue*. Ich hätte mich auch

Männer hätten wahrscheinlich damit rechnen müssen, ihren Job zu verlieren.

für den *Playboy* ausziehen können, allein die Tatsache, dass mein Porträt in einem Magazin erschien, das Frauen vorteilhaft fotografiert, war in ihren Augen eine unverzeihliche Grenzüberschreitung. Auch Bücher schreibende Frauen haben sich nach einer ganz bestimmten Norm zu verhalten und aufzutreten – oder sie werden zur Strafe gnadenlos abserviert.

Vielleicht braucht es noch ein paar Jahrzehnte, bis Frauen mit sich selbst toleranter werden und merken, dass sie sich damit einen grossen Gefallen täten. Denn die Auswirkungen davon, wenn Frauen sich selbst die grössten Feinde sind, sind mitunter verheerend.

Als ich 2011 kurz vor den amerikanischen Präsidentschaftswahlen in New York war, konnte man die unglaubliche Euphorie für Barack Obama in der Luft fühlen. Das Misstrauen gegenüber einer Frau liess Euphorie für Hillary Clinton gar nicht erst aufkommen. Nie war in den langen Monaten des Wahlkampfes je wirklich Stolz und Freude zu verspüren gewesen für diese ausserordentliche Frau, die als erste Präsidentin von Amerika in die Geschichte hätte eingehen können. Frauen sind nicht nur weitgehend unsolidarisch, sie feiern sich auch nicht.

Überraschend ist nicht so sehr der übergriffig-peinliche «locker room talk» von Männern wie Trump. Bedenklicher und weitaus gefährlicher ist die rohe Gewalt der Frauen gegenüber ihren Geschlechtsgenossinnen und der tiefreichende Sexismus, den sie einander zumuten. Dies sollte einen regelrechten Aufschrei auslösen. ○

Beziehungen

Der erste Single

Alleine zu leben, scheint besonders urban und modern zu sein. Alles falsch: Es war Jesus, der mit dem Familienleben radikal gebrochen hat.

Stadt der Singles. In Basel wird jeder zweite Privathaushalt von nur einer Person bewohnt. Selbstbestimmt und ohne familiäre Bindungen: Die Lebensform Single scheint ein besonders urbaner Lifestyle zu sein, wenn auch nicht immer ein selbstgewählter. Doch schief beäugt oder als «steinalt' Jüngerlein» belächelt wird heute kaum jemand mehr, der alleine lebt.

Der Entscheid, ohne Familie zu leben, sich nicht dem kulturellen Diktat zu beugen und keine Kinder zu bekommen, ist allerdings viel älter, und manch aufgeschlossener Single aus der Grossstadt würde sich darüber wundern, in wessen Fussstapfen er tatsächlich wandelt. Es war Jesus, der mit dem Familienleben radikal gebrochen hat. Er hat das Single-Sein nicht nur vorgelebt, sondern auch mit überraschend



«Revolutionär»: Jesus.

harten Worten eingefordert: «Wer verlässt Häuser oder Brüder oder Schwestern oder Vater oder Mutter oder Ehefrau oder Kinder oder Äcker um meines Namens willen, der bekommt es hundertfach wieder, und das ewige Leben dazu» (Matthäus 19,29).

Wer sich also Jesus bedingungslos anschliesst und mit seiner ganzen bisherigen Existenz bricht, dem winkt das ewige Leben. «Ich bin gekommen, den Menschen zu empören gegen seinen Vater und die Tochter gegen ihre Mutter und die Schwiegertochter gegen ihre Schwiegermutter» (Matthäus 10,35). Wie passt das zum Bild des sanftmütigen Sohn Gottes, das uns sonst immer vermittelt wird? Die Matthäus-Stellen sind keine Ausreisser, auch beim Evangelisten Lukas finden sich verstörende Passagen: «Es ging viel Volk mit ihm, und er wandte sich um und sprach: <Wenn jemand zu mir kommt und hasst nicht Vater, Mutter, Frau, Kinder, Brüder, Schwestern, dazu auch sein eigenes Leben, so kann er nicht mein Jünger sein.>»

Genauso krass stehe es ihm Evangelium, wundert sich der Autor und ehemalige Dominikanermönch Hans Conrad Zander, und zwar ausgerechnet beim sonst «so feinsinnigen, hochgebildeten und netten Frauenversther Lukas». Die Einleitung «Es ging viel Volk mit ihm» zeige, dass sich

Jesus nicht nur an einen kleinen, auserwählt klerikalen Führungskreis wandte, sondern an «viel Volk». Wir alle sind aufgerufen, mit dem Familienleben zu brechen. Von Theologen wird dieser familienfeindliche Jesus zumeist verschämt verschwiegen, doch der evangelische Befund ist klar: «Der Erlöser war kein Papi. Er war das Gegenteil. Jesus von Nazareth war ein Revolutionär», was das Primat der Familie betrifft.

Zölibat als Schlupfloch

Die Mehrheit der Stadtbasler Singles äussert sich wahrscheinlich spöttisch über das Zölibat, die Pflicht zur Ehelosigkeit der katholischen Priester – ohne zu wissen, dass hinter dem Zölibat eine emanzipatorische Errungenschaft steckt. Nach römischem Recht

verlor jede Frau ihr gesamtes Vermögen an ihren Gatten, sobald sie heiratete. Trotzdem wollte jede Römerin unter die Haube, um bloss nicht als verachtete «caelebs», als «Fräulein», zu enden. Da kam die heilige Paula (347–404), eine reiche Witwe, und verwies auf ihren Namensvetter Paulus: «Ich möchte, dass alle Menschen unverheiratet wären wie ich.» Wie Jesus war Paulus ein überzeugter Single. Nur so konnte er wie ein Getriebener mehrmals durch den ganzen Orient bis nach Rom eilen, um die ersten Christengemeinden aufzubauen. Undenkbar mit einer Familie. Jesus, der erste Single, begründete das Christentum. Paulus, der zweite Single, stellte die neue Religion auf ein solides theologisches und organisatorisches Fundament.

Und Paula? Sie nutzte die zölibatäre Lebensform als emanzipatorisches Schlupfloch: Für lange Jahrhunderte war die klösterliche Gemeinschaft, so seltsam es klingen mag, für Frauen die wohl einzige Möglichkeit, sich nicht einem Mann unterwerfen zu müssen. Nebenbei haben Jesus, Paulus und Paula den Weg geebnet für den modernen Single, der jedoch in der Regel nichts mit der Kirche mehr anzufangen weiss. *Peter Keller*

Hans Conrad Zander: Jesus, der erste Single. LIT. 224 S., Fr. 28.90



Hohe Ansprüche bei den anderen: Unia-Protest in Zürich.



Grund der Eskalation: Unia-Smart.

Aussen hui, innen pfui

Arbeitgeber, welche ihre gesetzlichen Pflichten missachten, werden von der Unia gnadenlos angeprangert. Im eigenen Betrieb nimmt es die Kampfgewerkschaft nicht so genau. Eine Mitarbeiterin, die das kritisierte, wurde rausgemobbt. *Von Alex Baur*

Am 1. März 2012 trat Ursula M. ihre Stelle als «Sachbearbeiterin Personal» bei der Unia-Sektion Zürich-Schaffhausen an. Dass es kein einfacher Job sein würde, war der Spezialistin für Personalrecht von Anfang an klar. Unter der Führung des Tausendsassas Roman Burger – kürzlich musste er seinen Sessel wegen sexueller Belästigungen räumen – war der Betrieb in den letzten Jahren ständig gewachsen. Die Aufgabe von Ursula M. wäre es gewesen, etwas Ordnung in den Laden zu bringen.

Sie sei mit Elan an die Sache gegangen, sagt sie im Rückblick, aber eines habe sie unterschätzt: Burger und seine Entourage seien Teil des Problems gewesen. Nur ging es hier nicht um den Führungsstil, sondern um fundamentale arbeitsrechtliche Regeln: Es gab keine systematische Erfassung der Arbeitszeit, viele Mitarbeiter erhielten nicht einmal eine monatliche Lohnabrechnung, an Sonn- und Feiertagen wurde ohne Bewilligung gearbeitet.

Fronarbeit ohne Lohnabrechnung

«Es wurde erwartet», so Ursula M., «dass wir in der Freizeit auch mal Fronarbeit für die gute Sache leisten.» Nun mag man einwenden, dass die pingelige Erfassung von Präsenzzeiten und Sonntagsarbeit von vielen Lohnempfängern selber als bürokratische Schikane empfunden wird. Doch jeder andere Arbeitgeber, der sich darum foutiert, wäre von der Gewerkschaft an den Pranger gestellt worden. Für Ursula M. hatten die gesetzlich zwingen-

den monatlichen Lohnabrechnungen Vorrang. Nachdem sie bei ihren Vorgesetzten in Zürich auf Granit gestossen ist, wendet sie sich Anfang Juni 2012 per Mail an den Rechtsdienst der Unia-Zentrale in Bern. Auch dort versucht man sie abzuwimmeln: «Der grösste Teil der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter halten es so, dass sie eine Lohnabrechnung nur dann erhalten wenn es eine Änderung zum Vormonat gegeben hat», es sei dies «ein Beitrag an die Umwelt».*

Ursula M. antwortet postwendend: «Es geht hier um mehr als den ökologischen Aspekt», die monatliche Lohnabrechnung sei Pflicht. Sodann weist sie darauf hin, dass man die Abrechnung problemlos elektronisch (Intranet oder Mail) verschicken könne, sofern die Verschlüsselung und der Datenschutz gewährleistet seien. Eindringlich warnt Ursula M. vor dem Reputationsrisiko. Das wirkt, wenn auch bloss kurzfristig. Sofort antwortet Philipp Arnold, Personalleiter in der Unia-Zentrale in Bern: «Guten Tag Ursula, natürlich hast Du Recht. Ich werde mich der Sache annehmen.» Danach herrscht vier Monate lang Funkstille.

Am 22. Oktober 2012 hakt Ursula M. nach: «Bist du bezüglich

Abklärungen (Lohnabrechnungen mit persönlichem Code im Intranet) vorangekommen? Gerne erwarte ich Dein Feedback.» Die Antwort aus Bern erfolgt fünfzehn Minuten später: «Ja, danke für die Rückfrage.» Er habe, schreibt Arnold, die Sache mit der Informatikabteilung besprochen, alles sei aufgegleist: «Ich hoffe, dass wir das bald mit wenig Aufwand umsetzen können.»

Doch nichts passiert. Am 15. November hakt Ursula M. erneut in Bern nach – und erhält eine deutliche Absage: «Unser System kann diese Daten nicht so einfach zur Verfügung stellen [...], im Moment stehen aber andere anspruchsvollere Projekte im Vordergrund.»

Dabei wäre Transparenz dringend angezeigt. Ursula M. stellt nämlich Fehler bei Lohnabrechnungen fest, unter anderem in der eigenen. Monatlich wurde ihr ein «Solidaritätsbeitrag» von 15 Franken abgezogen, den sie als Mitglied der Unia aber gar nicht bezahlen musste, es fehlten auch vertraglich vereinbarte Familienzulagen. Mehrere Mitarbeiter klagten sich über fehlerhafte Spesenvergütungen. Man mag das als Versehen abtun. Doch viele Unia-Angestellte beherrschen die deutsche Sprache nur schlecht



Roman Burger.

Sogar das Arbeitszeugnis musste sich Ursula M. vor dem Friedensrichter erstreiten.

und können die Fehler auf der (nichtexisten-ten) Lohnabrechnung wohl nicht so einfach erkennen.

Die Spannungen zwischen der aufmüpfigen Personal-Fachfrau und Burgers Clique eskalieren Ende 2012. Den Anlass gibt eine Flotte von Smart-Kleinwagen, die Ursula M. verteilen soll. Das Problem: Es wurden zu wenig Fahrzeuge geordert. Klar war gemäss ihrer Darstellung bloss, dass Boss Burger den schwarzen Smart bekommen sollte. Mehrmals habe sie klare Anweisungen zur Verteilung der Autos verlangt. Doch Burger habe sich nie festlegen wollen – um ihr dann an einer Sitzung öffentlich die Schuld am Verteilchaos anzulasten. Das brachte das Fass zum Überlaufen.

Knebelvertrag

Ursula M. fühlt sich gemobbt, körperlich und psychisch destabilisiert. Am 4. Februar 2013 lässt sie sich krankschreiben und kommt damit wohl einer Kündigung zuvor. Sie geniesst nun zwei Jahre Kündigungsschutz. Es folgt ein gehässiger Rechtsstreit, wie man ihn von einer Gewerkschaft eher nicht erwarten würde. Sogar ein simples Arbeitszeugnis muss sie sich vor dem Friedensrichter erstreiten.

Gemäss den Anstellungsbedingungen steht Ursula M. theoretisch gewerkschaftlicher Rechtsschutz zu. Doch als sie diesen im Mai 2013 verlangte, musste sie feststellen: Der Rechtsschutz gilt nur für Unia-Mitglieder, die nicht bei der Unia angestellt sind. Ursula M. will darauf ihre Mitgliedschaft bei der Gewerkschaft kündigen, doch schon kommt die nächste böse Überraschung: Kündigungen sind nur auf Ende Jahr sechs Monate im Voraus möglich. Wäre der Knebelvertrag nicht von ihr selber – die Unia würde ihn zweifellos bitter anprangern.

Am 19. November 2014 erhält Ursula M. schliesslich ein auf den 25. November nachdatiertes Kündigungsschreiben per 25. Januar 2015. Die Kündigung verstösst gegen arbeitsrechtliche Fristen und ist damit nichtig, wie die Unia selber einräumen muss. In der Folge erhält sie gleich zwei neue Kündigungen, die Gewerkschaft muss ihr zähneknirschend einen Monatslohn mehr bezahlen.

Und was meint die Unia zum Fall Ursula M.? Zum Mobbing-Vorwurf mag man «wegen des Persönlichkeitsschutzes» nicht Stellung nehmen. Mediensprecher Lorenz Keller beharrt sodann darauf: «Das die Lohnabrechnungen nur versendet werden, wenn es eine Änderung gibt ist eine weit verbreitete Praxis.» Immerhin wurde diese weitverbreitete Praxis mittlerweile auch bei der Unia aufgegeben. Sodann legt Keller Wert auf die Feststellung, dass Roman Burger einen roten Smart benutzt habe.

* Rechtschreib- und Kommafehler in Zitaten wurden zur Wahrung der Authentizität nicht korrigiert.

Medien

Im falschen Sodom und Gomorrha

Nach Aussagen über Schwule steht Mundart-Rocker Gölä unter Beschuss. Bloss: Das beanstandete Interview war nicht autorisiert.

Man hatte endlich wieder einen gefunden, den man in die rechte Schmutzdecke stellen konnte. Die Medien betitelten Gölä als «Rechtsrocker» oder «Wutbürger», Homosexuellen-Organisationen formulierten Protestnoten, die sonst Gölä-freundliche *Schweizer Illustrierte* meinte: «Du hast dein eigenes Niveau weit unterschritten», und in den sozialen Internet-Medien tobte ein Shitstorm. Gölä-Sponsor VW distanzierte sich von den Aussagen seines Markenbotschafters, und Roger Schawinski wollte den Sänger gleich in seiner Talk-Sendung vorführen, was dieser dankend ablehnte.

Dass der Mundart-Rocker selten um den heissen Brei herumredet und nicht gerade ein Freund des linken Betreuungsstaats ist, weiss man schon lange. Was war also passiert? Die ganze Aufregung drehte sich um eine Aussage in einem Interview mit der Zeitung *Nordwestschweiz*: «Was mich heute stört, ist diese Gleichgültigkeit. Alles ist möglich, alles okay. Ob schwul, bisexuell, lesbisch oder sonst was. Wie in Sodom und Gomorrha.»

Als der Sturm auch nach einer Woche nicht abflaute, versuchte Gölä im *Sonntagsblick* zu beschwichtigen: Er sei «absichtlich falsch wiedergegeben» worden, die beanstandete Aussage habe er «in dieser Form nie gesagt». Er sei sogar ein Befürworter der Homo-Ehe. Ein starker Vorwurf an den Journalisten. Nun zeigt sich: Das Interview, das am 13. Oktober in der *Nordwestschweiz*, am 14. Oktober im *St. Galler Tagblatt* und am 16. Oktober in der *Zentralschweiz am Sonntag* publiziert worden war, hatte Gölä nie autorisiert.

Fristen verstreichen lassen

Nordwestschweiz-Journalist Stefan Künzli, der das Gespräch geführt hat, sagt, man habe dem Musiker das Interview wie vereinbart zugestellt und ihm drei Mal eine Frist für die Autorisierung gewährt. Gölä habe die Fristen verstreichen lassen. Also habe man entschieden, das Interview trotzdem zu bringen. Der Manager von Gölä, Lukas Moser, beschreibt den Vorgang anders: «Auf die erste Frist haben wir reagiert, worauf

der Journalist das Interview nur leicht angepasst hat.» Gölä war damit nicht einverstanden, konnte die nächsten Fristen aus Termingründen aber nicht einhalten. Er sei nie darüber informiert worden, wann der Artikel erscheinen wird: «Als wir den überarbeiteten Text zurückschickten, hatte die Zeitung das Interview bereits gedruckt.»

Medienrechtlich handelt es sich um einen Grenzfall. Im deutschsprachigen Raum hat sich die Praxis eingebürgert, dass Interviews vor der Publikation zwingend dem Interviewten zur Durchsicht vorgelegt werden müssen. Damit sollen Missverständnisse und falsche Zitierungen verhindert werden. Der frühere Präsident des Schweizer Presserates, Roger Blum, räumt Gölä bei einer allfälligen Beschwerde dennoch wenig Chancen ein. «Kann der



«Verzerrt zitiert»: Gölä.

Journalist mit der Tonbandaufnahme beweisen, dass der Interviewte eine Aussage gemacht hat, ist dieser auf der sicheren Seite.» Blum räumt aber ein, dass ein Zivilrichter zu einem anderen Urteil kommen könne als der Presserat. Lukas Moser sagt, Gölä habe im Interview durchaus etwas in der Richtung gesagt, durch die Übersetzung auf Hochdeutsch und in jenem Zusammenhang sei aber ein völlig verzerrter Eindruck der Aussage entstanden.

Trotzdem haben Moser und Gölä entschieden, den Fall ruhen zu lassen. Einerseits ist die Chance auf Erfolg gering, andererseits ist der Schaden angerichtet und lässt sich nicht rückgängig machen. Je nachdem, wie sich die Szene verhält, kann dieser existenzgefährdend sein, wie der Fall des Satirikers Andreas Thiel zeigt. Dieser verlor in der Folge seines Koran-kritischen Artikels in der *Weltwoche* Engagements und Zuschauer. Dass Gölä die Fans abhandenkommen, ist zwar unwahrscheinlich, dass Sponsoren und Konzertveranstalter einen Künstler meiden, der als «Rechtsrocker» und «homo-phob» gebrandmarkt ist, hingegen schon.

Noch ist Gölä als Headliner an verschiedenen Konzerten und mit Fernsehauftritten sehr präsent. Doch all diese Engagements sind vor dem Interview vereinbart worden.

Rico Bandle

Gegen Weiche und Faule

Hans-Rudolf Abächerli hat die politische Werbung in der Schweiz revolutioniert. Er versteht sich als Umsetzer, nicht als Aufklärer. Der 89-jährige Auslandschweizer sah auch Trumps Sieg voraus. Von Roger Köppel, Christoph Mörgeli und Tanja Demarmels (Bild)

Hans-Rudolf Abächerli drängte es nie ins Scheinwerferlicht der Öffentlichkeit. Darum ist er auch wenig bekannt, obwohl er die hiesige Politwerbung seit den frühen achtziger Jahren recht eigentlich umgewälzt hat. Es ist noch heute nicht leicht, den Pensionär aufzuspüren. Er lebt überwiegend in Florida und nur einige Wochen pro Jahr in seinem Heim in Stäfa. Niemand gäbe dem noch immer gutaussehenden, abenteuerlustigen und glasklar argumentierenden früheren Werbeprofi sein Alter. Viele, so erzählt der bedächtig abwägende Abächerli leise lächelnd, hätten ihm vorgehalten, wie er denn als höflicher Mensch und Gentleman einen so groben Werbestil verantworten könne. Er ist ein Geniesser, den schönen Seiten des Lebens durchaus zugetan. Abächerlis Neugierde auf fremde Kulturen scheint grenzenlos, und er weiss packend und intensiv von seinen zahllosen Reisen und Begegnungen rund um den Erdball zu erzählen. Gegenwärtig ist er irgendwo auf dem Indischen Ozean unterwegs.

Zur politischen Werbung kam der Pferdefreund über seinen Kavallerieverein. Ein Weinbauer knüpfte seine Bezirksratskandidatur gegen einen Freisinnigen an die Bedingung, dass Reiterkamerad Abächerli die Werbung besorge. Zur Überraschung aller wählte die Goldküste den SVP-Mann mit dem «gesunden Menschenverstand». Nun wurde Christoph Blocher auf Abächerli aufmerksam und bat ihn 1979 um Unterstützung für die Zürcher SVP bei den eidgenössischen Wahlen. Er fürchtete um den fünften Nationalratsitz, war doch ein Kandidat unlängst von den Republikanern übergetreten. Fazit: Alle Bisherigen wurden wiedergewählt, obendrein zog Christoph Blocher in den Nationalrat und Jakob Stucki in den Ständerat ein.

«Anti-Stöhlker»

Fortan blieb Hans-Rudolf Abächerli der PR-Profi der SVP des Kantons Zürich, dann der Ems-Chemie AG und zunehmend auch der SVP Schweiz. Nie wollte er der Partei die Themen vorgeben, wie etwa Politberater Klaus J. Stöhlker. Vielmehr vertrat er die Ansicht, dass die werberische Umsetzung erst am Schluss stehen dürfe; dieser müsse eine intensive Bearbeitung der Themen an der Basis und in den Gremien vorangehen. Denn eine Botschaft, die nicht mit der Lebenswirklichkeit übereinstimme, komme bei den Wählern nicht an und könne von den Parteipolitikern auch nicht glaubwürdig vertreten werden.



«Schafft menschliche Nähe»: Hans-Rudolf Abächerli in seinem Haus in Stäfa.

An der werberischen Umsetzung wurde dann in der Zürcher Werbeagentur Abächerli intensiv gearbeitet. Je knapper die Aussage ausfiel, umso länger dauerte der Denkprozess. An einem griffigen Slogan konnte Abächerli wochenlang herumstudieren. Er zog die begabtesten ihm zugänglichen Art-Directors, Texter und Grafiker bei, erteilte Aufträge und entschied sich für die beste Variante. Ihn liess der in Fachkreisen anerkannte, elitäre grafische Stil kalt, da dieser keineswegs für den Werbeerfolg bürge und beim Massenpublikum nicht ankomme. Bild und Wort waren oft völlig unmodern und gemahnten an den Illustrator Carl Böckli vom *Nebelspalter* der dreissiger und vierziger Jahre. Im kleinen Kreis wurden die Inserate, Plakate und Broschüren parteiintern verabschiedet. Die Aussagen mussten die Wähler ansprechen, nicht die Amtsinhaber, die sich denn auch oft genug darüber beklagten, dass sie neuerdings angegriffen würden, statt in Harmonie mit allen andern in den Behörden zusammenwirken zu dürfen.

Filzläuse, Messerstecher und EU-Stiefel

Als Hans-Rudolf Abächerli seine Tätigkeit für die SVP aufnahm, stand der Freisinn mit der Parole «Mehr Freiheit, weniger Staat» an der Spitze seines Erfolgs. Bald schon verschrieb sich die FDP aber einer «Öffnung» gegenüber grünem Gedankengut. Abächerli warnte vor der neuerdings grünen Verpackung des alten Sozialismus. Er verdeutlichte 1991 den rot-grünen Filz in einem Inserat mit zwei sich innig umschlingenden Filzläusen. Die wohl nachhaltigste politische Wirkung erzeugte Abächerli indessen mit den sogenannten Messerstecher-Inseraten. Dabei hielt der Täter, der eine Frau erschreckte, bei genauem Hinsehen gar kein Messer, sondern eine Spritze in der Hand. Das Inserat orientierte sich an einem Verbrechen im Urania-Parkhaus, fiel aber zeitlich genau mit dem Mord an einer Pfadiführerin durch den Hafturlauber Erich Hauert zusammen. Unter dem medialen Druck musste die SVP das Inserat zurückziehen. Längerfristig wandte sich die Strafverfolgung von der einseitigen Täterperspektive ab und fand zu einem konsequenteren Strafvollzug zurück.

Noch mehr als die Illustration ärgerte die Linken der Text dieser Kampagne: «Das haben wir den Linken und den <Netten> zu verdanken: mehr Kriminalität, mehr Drogen, mehr Angst.» Abächerli wollte ursprünglich die «Linken und Lieben» verantwortlich machen, doch Blocher schlug anstelle der «Lieben» die «Netten» vor. Die Angegriffenen reagierten erwartungsgemäss mit einem Aufschrei über den Stil, während es nun Sache der Angreifer war, konsequent mit dem Thema Kriminalität zu argumentieren. Vor allem die Stadt Zürich bildete ein geeignetes Experimentierfeld für zupackende Kampagnen, zumal Stadtpartei-

präsident Walter Frey die Meinung vertrat, man tue niemandem weh, wenn man ohne Zähne zubeisse.

Ins Plakat setzte oder vielmehr legte Abächerli anlässlich der Kampagne gegen das neue Ehegesetz einen Richter zwischen Mann und Frau ins Ehebett. Später sorgten die sogenannten Stiefel-Inserate für Furore: «Gepflegte Reitstiefel», darauf legt er Wert, hätten damals den arroganten Umgang der EU mit der Schweiz thematisiert und zugleich die «heimatmüden» Mitteparteien angegriffen. Im Kampf gegen die Uno-Blauhelme schockte der jederzeit freundliche, entspannt wirkende Werbefachmann mit Holzkreuzen und einer militärischen Erkennungsmarke im Wüstensand. Beim Kampf für die Asylinitiative provozierte er mit der Gestalt eines dubiosen Ausländers, der die Schweizer Fahne aufschlitzte. Fast schon lieblich präsentierte sich dagegen Abächerlis Kandidatenbewerbung für Perso-

Das Gewinnen von politischer Macht sei ein langsamer Prozess, ihr Verlust aber gehe sehr schnell.

nenwahlen. Die Führungsqualitäten des weitgehend unbekanntenen Regierungsratsanwärters Hans Hofmann belegte er mit einem Foto, das den erfolgreichen Wasserballer in Badekappe im Wasser zeigte. This Jenny sicherte er den Erfolg als Ständerat im Glarnerland ebenso wie Rita Fuhrer als Zürcher Regierungsrätin mit dem Slogan «Schafft menschliche Nähe».

Den Freisinn nach links gedrängt

Daneben war Hans-Rudolf Abächerli ein ausgesprochen politstrategischer Denker. Er brachte die biedere, wäblerschwache und wenig beachtete ehemalige Bauernpartei dazu, Aufsehen zu erregen und sich nötigenfalls mit dem Mittel der schrillen Provokation abzuheben. Wenn es der SVP gelinge – so das Credo des Obwaldners mit liberaler Familientradition –, die FDP nach links zu drängen, habe sie gewonnenes Spiel. Zudem verlangten die Bürger von einer politischen Partei Verlässlichkeit, Klarheit und Konsequenz; alles andere führe zu Erfolglosigkeit. Das Gewinnen von politischer Macht sei ein langsamer Prozess, ihr Verlust aber gehe sehr schnell.

Was denkt der vornehmlich in den USA lebende Abächerli über die dortigen Wahlen? Es fehle, meint er, dieser zutiefst verunsicherten Weltmacht an Selbstvertrauen. Er hätte Trump geraten, in der entscheidenden Phase staatsmännischer aufzutreten und der Nation gültige Antworten auf die dringendsten Fragen zu geben. In den USA seien persönliche Angriffe der Normalfall, in der Schweiz kämen diese schlecht an. Abächerli selber riet zeit lebens davon ab, auf die Person zu zielen. An die

Würde des einzelnen Menschen dürfe auch eine aggressive Politwerbung nicht rühren.

Was würde der seit 2002 operativ nicht mehr tätige Werber heute raten? Wenn eine Partei faktisch einen Drittel der Stimmen erreicht habe, könne man kaum noch dazugewinnen. Bei der Durchsetzungsinitiative sei die SVP plötzlich in die Defensive geraten und habe einen überfüllten Deliktekatalog verteidigt; sie hätte konsequent von ausländischen Verbrechern reden und die Nichtumsetzer des Verfassungstextes als Volksverächter attackieren sollen. Längerfristig müsse die Partei unbedingt durch den Aufbau geeigneter Persönlichkeiten in allen Kantonen die groteske Untervertretung im Ständerat berichtigen. Zudem warnt Hans-Rudolf Abächerli vor einer thematischen Zersplitterung. Entscheidend bleibe die Bewahrung der Unabhängigkeit der Schweiz. Hier sei ein Konflikt mit der Wirtschaft wohl unausweichlich, denn diese scheine bereit, «das Land an die EU zu verkaufen». Der ständige Druck sei zwar unangenehm, aber eben genau die Voraussetzung für Innovation und Erfindungsgeist. Darum, sagt der Doyen der Schweizer Politwerbung mit sanfter Stimme, würde er mit folgender Parole gegen die institutionelle Anbindung kämpfen: «Die Weichen und Faulen wollen uns in die EU führen.»

Das Weltwoche-«Taschenheft».

Mit den Weltwoche-Apps für das iPhone oder das Android-Smartphone haben Sie auch unterwegs die Weltwoche immer dabei.



DIE WELTWOCH

Willkür statt Recht

Nutzlose Bussen, sinnlose Gefängnisstrafen, konzeptloses Vorgehen: Kenner des Flüchtlingswesens werfen dem Kanton St. Gallen vor, bei abgewiesenen Asylanten seine Verantwortung abzustreiten. Das führe zu unhaltbaren Zuständen und enormen Kosten. *Von Alex Reichmuth*

Eigentlich sind die Regeln klar. Wer in der Schweiz ein Asylgesuch stellt, muss das Land wieder verlassen, wenn es abgelehnt wurde. Wer trotzdem nicht ausreist, wird ausgeschafft – notfalls mit Zwang. Zuständig für Ausschaffungen ist der Kanton, dem die Asylanten zugewiesen wurden. Die Realität aber ist eine andere – zum Beispiel im Kanton St. Gallen. Hier bleiben viele Asylanten trotz abschlägigem Bescheid in der Schweiz – zum Teil jahrelang. Derzeit sind es 180 Personen, die trotz abgelaufenem Aufenthaltsrecht weiterhin hier anwesend sind – 120 von ihnen sogar schon seit über einem Jahr. Sie leben nicht etwa in der Anonymität, sondern offiziell in Asylheimen oder bei Freunden und Bekannten. Die Behörden wissen, wer sie sind und wo sie sind. Eine Tibeterin zum Beispiel hätte schon vor drei Jahren zurückreisen müssen. Sie hält sich immer noch im Kanton St. Gallen auf.

Kenner des Asylwesens werfen dem Kanton nun ein konzeptloses Vorgehen und eine verantwortungslose Haltung bezüglich abgewiesener Asylanten vor. «Was hier veranstaltet wird, ist staatspolitischer Unsinn», sagt einer der Kritiker. «Das Migrationsamt macht seinen Job nicht», so ein Kollege von ihm. Zuständig für das St. Galler Flüchtlingswesen sind Regierungsrat Fredy Fässler (SP), Vorsteher des Sicherheits- und Justizdepartements, sowie Jürg Eberle, Chef des Migrationsamts.

«Plötzlich bekam sie ein Bleiberecht»

Ein Dorn im Auge ist den Kritikern der «sinnlose Aktionismus», den abgewiesene Asylanten über sich ergehen lassen müssten. «Der Kanton zeigt sie etwa wegen illegalen Aufenthalts an. Sie müssten danach Hunderte oder sogar Tausende Franken bezahlen. Das können sie aber nicht, da sie nicht arbeiten dürfen und damit kein Einkommen haben.» Solche Bussen würden nichts bewirken. Anschliessend würde der Kanton die betreffenden Asylanten aber erneut wegen illegalen Aufenthalts anzeigen. Daraufhin müssten die Betroffenen dann jeweils für einige Monate ins Gefängnis. «Es handelt sich dabei wohlverstanden nicht um Ausschaffungshaft, um diese Leute ausser Landes zu bringen, sondern um gewöhnliche Haftstrafen, deren Ziel ich nicht eruieren kann», sagt einer der Kritiker. Die Betroffenen würden am Ende meist wieder im gleichen Asylheim



«Nutzlose Haftstrafen»: Einzelzelle im Regionalgefängnis Altstätten SG.

wie zuvor unterkommen. Solche Haftstrafen kosteten enorm viel Geld. Ein einziger Tag im Gefängnis belaste die Steuerzahler mit mehreren hundert Franken.

Die Asylkenner führen Beispiele an: Eine Eritreerin mit abschlägigem Bescheid habe im letzten Winter für viereinhalb Monate ins Gefängnis müssen. Nach Verbüßung der Strafe sei sie ins gleiche Zentrum zurückgekehrt, wo sie zuvor gelebt habe. Eine Äthiopierin, die seit zwei Jahren illegal in der

Falls eine Ausschaffung nicht möglich sei, müsse eine vorläufige Aufnahme angestrebt werden.

Schweiz ist, habe nun eine mehrmonatige Haftstrafe aufgebrummt bekommen. In diesem Fall sei noch ein Rekurs hängig. «Diese Frau ins Gefängnis zu bringen, ist aber schlicht unzumutbar», sagt einer der Kritiker. «Sie ist körperlich und psychisch in sehr schlechtem Zustand. Eine Gefängnisstrafe bringt hier gar nichts.» Falls eine Ausschaffung der Äthiopierin nicht möglich sei, müsse für sie wenn schon eine vorläufige Aufnahme angestrebt werden. Ein anderer Fall, der das Versagen der Behörden belegen soll, ist der einer Familie, wo die Behörden zwar eine

Ausschaffung aufgegleist hätten. «Am Flughafen weigerte sich die Familie aber auszureisen.» Sie wurde darum wieder in die gleiche Unterkunft zurückgebracht, wo sie zuvor gewesen sei. «Danach bekam sie plötzlich ein Bleiberecht.» Das zeige, dass sich Renitenz für abgewiesene Asylanten auszahlen könne. Rechtsstaatliche Prinzipien würden so auf den Kopf gestellt, so der Vorwurf. Umgekehrt greife der Kanton manchmal mit unangemessener Härte durch. «Eine Frau mit Kind wurde ausgeschafft, obwohl sie wegen eines unheilbaren Leidens am Erblinden war.» Ihr hätten einflussreiche Helfer gefehlt.

Ausschaffungen vereitelt

Besonders stören sich die Kritiker daran, dass die Verantwortlichen des Migrationsamts oft tatenlos zuschauten, wenn Privatpersonen abgewiesene Asylbewerber bei sich zu Hause oder sonst wo versteckten. «Obwohl das eine Straftat ist, schaut der Kanton dann einfach weg.» Die *Weltwoche* hat vor zwei Jahren über die kurdische Familie Yaprak berichtet, deren Asylgesuch schon 2011 abgelehnt wurde. Das Kloster St. Katharina in Wil gewährte der illegal anwesenden Familie aber Zuflucht. Mitglieder des Solidaritätsnetzes Ostschweiz vereitelten die Ausschaffung der Familie immer wieder – unter anderem mit ständig

neuen Asylrekursen. Die Yapraks sind noch heute in der Schweiz.

Die stillschweigende Duldung abgewiesener Asylsuchender sei auch gegenüber diesen selber verantwortungslos, so die Kritiker: «Es darf nicht sein, dass die Kantonsbehörden Menschen jahrelang in grosser Perspektivlosigkeit belassen.» So gebe es derzeit mehrere Kinder abgewiesener Asylanten, die eine Lehrstelle gefunden hätten, diese aber nicht anreten könnten. Ein Metzgermeister bestätigt gegenüber der *Weltwoche*, dass er einer jungen Frau eine Lehre ermöglichen wolle. Sie lebe mit ihren Eltern seit Jahren in einem Heim – trotz negativem Asylentscheid. «Das Mädchen ist hochmotiviert. Ich war hell begeistert von ihr», sagt er. Er hätte in Kauf genommen, die Lehrtochter wegen plötzlicher Abreise aus der Schweiz zu verlieren. Doch das Migrationsamt habe das Lehrverhältnis verhindert. Das empört den Metzger: «So darf man nicht mit jungen Menschen umgehen, die arbeiten und etwas lernen wollen.»

Im Gefängnis mit vierjährigem Kind

In einer gemeinsamen Stellungnahme weisen Regierungsrat Fredy Fässler und Migrationschef Jürg Eberle die Vorwürfe als «völlig haltlos» zurück. Das Migrationsamt vollziehe jede Wegweisung konsequent, «sofern diese möglich ist». Nicht möglich sei sie bei staatenlosen Asylsuchenden, wenn Reisepapiere fehlten oder wenn das Heimatland seine Landsleute nicht zurücknehme. Ansonsten verordne man «konsequent» Ausschaffungshaft. Da aber die dreissig Ausschaffungshaftplätze permanent belegt seien, müsse der Kanton Prioritäten setzen. Inhaftiert und ausgeschafft würden «in erster Linie» Ausländer, «welche die öffentliche Sicherheit und Ordnung gefährden». Fässler und Eberle weisen weiter darauf hin, dass der Bund und nicht der Kanton zuständig sei, um allfällige Bleiberechte wie vorläufige Aufnahme zu erteilen. Sie betonen zudem, dass St. Gallen bezüglich Ausschaffungen eine «unterdurchschnittliche Pendenzenlast» aufweise.

Die Kritiker halten an ihren Vorwürfen fest – und führen ein weiteres Beispiel an: Eine Nigerianerin mit einem vierjährigen Kind sei von den Behörden wegen illegalen Aufenthalts sogar zweimal in gewöhnliche Haft gesteckt worden. «Beim ersten Mal musste sie in ein Gefängnis, in das sie ihr Kind mitnehmen durfte.» Vor dem zweiten Gefängnisaufenthalt habe man ihr gesagt, sie müsse das Kind selber fremdplatzieren. Die Frau habe das Kind dann an einen unbekanntem Ort gebracht. Sie sei nach dem Ende der Strafe mit ihrem Kind wieder im Asylheim aufgetaucht. Später seien die beiden doch ausgeschafft worden. «Die nutzlosen Gefängnisstrafen hätte man sich offensichtlich sparen können», so die Kritiker. ○

Politik

Energie-Mobbing im Altersheim

Energetische Bausanierungen haben einen unschönen Nebeneffekt: Viele Alte können die hohen Kosten nicht aufbringen.

Die Karnkowskis sind glücklich in ihrer Wohnung. Sie ist geräumig, gemütlich und geschmackvoll eingerichtet. An den Wänden hängen alte Landkarten der polnischen Heimat des Ehepaares, vom Balkon im siebten Stock schweift der Blick über die Dächer der Innenstadt von Baden AG auf grüne Hügel. Bahnhof, Läden und Arztpraxen liegen vor der Tür – ein Umstand, den Kazimierz und Maria Karnkowski besonders schätzen: Sie sind über achtzig. Da wohnt man gern zentral.

Seit 34 Jahren leben die beiden in ihrer Eigentumswohnung, und eigentlich wollten sie den Lebensabend hier verbringen. Doch das ist nun nicht mehr sicher. Ihnen und rund einem Dutzend anderen betagten Mitbewohnern der dreizehnstöckigen Liegenschaft droht der Verlust der Wohnung: Notverkauf, Zwangsversteigerung, Umzug ins Altersheim.

Denn die Rentner sollen plötzlich sechsstelligen Summen aufbringen – welche die wenigsten von ihnen haben und die ihnen keine Bank mehr vorstreckt. Die Badener Alten sind kein Einzelfall: Tausende von Stockwerkeigentümern in der ganzen Schweiz sind vom selben Schicksal betroffen oder bedroht.

Profitable Aufhübschung

Das Katastrophenszenario ist der Nebeneffekt einer hochgelobten und von Bund und Kantonen mit Hunderten Millionen Franken geförderten Strategie: der energetischen Sanierung alter Bausubstanz. Schlecht-isolierte alte Häuser, so das Mantra, seien Energieschleudern und für rund ein Drittel der CO₂-Emissionen verantwortlich. Zu deren Reduzierung aber habe sich die Schweiz im Rahmen internationaler Vereinbarungen schliesslich verpflichtet.

Sinn und Nutzen solcher Sanierungen sind umstritten, aber beim derzeitigen politischen Meinungsklima ist ihnen kaum zu widersprechen: Niemand darf guten Gewissens gegen die Bekämpfung des Klimawandels sein. Noch schlagkräftiger ist aber ein anderes Argument: Sanierte Häuser und Wohnungen mit einem Energiesiegel stei-

gen im Wert. Oft ist dieses Energie-Argument nur ein Vorwand für eine profitable Aufhübschung.

Doch eine Sanierung kostet viel Geld – im Fall der Badener Innenstadtliegenschaft 13 Millionen Franken. Eingeschlossen sind weitere Reparaturen an dem 45 Jahre alten Gebäude. Das sei schon «exorbitant», gibt Hausverwalter André Senn zu. Aber die teilweise gegeneinander versetzten Fassaden dieses «besonderen Gebäudes» vergrösserten die zu sanierenden Flächen und damit die Kosten.

Umgerechnet ergibt sich ein Anteil von 150 000 bis 200 000 Franken für den durchschnittlichen Stockwerkeigentümer. Das ist sehr viel Geld bei einer Wohnung mit einem Marktwert von rund einer halben Million Franken. Gänzlich unerschwinglich wird es, wenn man vielleicht seine ganzen Ersparnisse in diesen Altersruhesitz gesteckt hat und nun allein von der AHV-Rente lebt.

Obwohl sie in der Gemeinschaft der mehr als fünfzig Eigner in der Minderzahl sind, konnten die «Protestanten», wie sich die Gegner des Projektes nennen, das Vorhaben bislang unter Verweis auf formelle Fehler stoppen. Aber die Mehrheit – überwiegend jüngere Mitbewohner – lässt nicht locker. «Sie haben andere Interessen und einen anderen Zeithorizont», beschreibt Senn das Dilemma. Er sei sich bewusst, dass das Projekt bei einigen «riesige existenzielle Ängste» ausgelöst habe. Aber er stehe eben auch bei den Jüngeren im Haus in der Pflicht.

Letztere können ihre Ungeduld mit den Alten manchmal kaum verhehlen, wie Gertrud Bussmann berichtet. Sie und ihr Mann, der als Baumeister das Haus mit errichtet hat, leben seit über vierzig Jahren hier. «Die Jungen sagen uns ins Gesicht: <Geht doch ins Altersheim, eure Wohnung wird zwangsversteigert>», sagt sie kopfschüttelnd. «Ich bin 89. Wohin soll ich jetzt noch gehen?»

Eine Lösung ist nicht in Sicht. Für den 1. Dezember ist die nächste Eigentümerversammlung einbestellt. Es soll eine Info-Veranstaltung werden. *Wolfgang Koydl*



Die jüngeren Mitbewohner haben einen anderen Zeithorizont.

Kuppler der Nation

Seit acht Jahren kümmert sich Marco Fritsche in der Sendung «Bauer, ledig, sucht ...» um das Liebesleben der Schweizer Bauern. Hausbesuch beim Appenzeller Moderator.
Von Claudia Schumacher (Text und Bild)

«Der Rino, unser Sahneschnittchen», sagt Marco Fritsche mit einem breiten Grinsen, während er in der Küche seines Appenzeller Hauses eine Kaffeekapsel in die Maschine legt. «Der hat mir gerade ein SMS geschickt: «Slow Food nicht vergessen!»» Der Moderator von «Bauer, ledig, sucht ...» und einer seiner Bauern aus der laufenden Staffel treffen sich also vielleicht später am Nachmittag in Zürich privat auf einer Messe. «Bei uns ist es schon sehr vermischt mit Beruf und Privatleben», sagt Fritsche, der im echten Leben auch schon Trauzeuge eines Paares war, das er im Fernsehen verkuppelt hat.

Weniger Zynismus, mehr Chemie

Seit acht Jahren gibt der Appenzeller in der Kuppelshow des Privatsenders 3+ als Moderator Einblicke in das Liebesleben der Schweizer Bauern. Die Quoten sind prima und werden nicht schlechter. «Momentan ist die Redaktion der Sendung relativ im Stress», sagt Fritsche. «Wir brauchen nächstes Jahr noch mehr Bauern.»

Warum ist «Bauer, ledig, sucht ...» bei den Zuschauern eigentlich so beliebt? Landromantik trifft einen Nerv der Zeit, wie auch der Erfolg von Frischluft-Magazinen beweist. Eine weitere Erklärung für den Erfolg drängt sich auf, wenn man die Sendung mit anderen Reality-Formaten im Fernsehen vergleicht: Die Sendung kommt weitgehend ohne Zynismus aus, lässt auch den ungeschickten Teilnehmern ihre Würde und erscheint weniger redaktionell gesteuert als etwa «Der Bachelor». Immer wieder hat man den Eindruck, als Zuschauer tatsächlich die Chemie zwischen manchen Teilnehmern zu spüren.

Dass vieles echt ist, zeigt auch die stolze Statistik: Vierzehn Eheschliessungen und zwanzig Kinder sind der Kuppel-Show entsprungen. Manchmal kommt es auch im Nachfeld der Sendung noch zu Paarungen: Wenn Frauen einen Bauern gut finden, bei dem es in der Sendung nicht klappt mit der Liebe, schreiben sie dem Sender. «Es menschelet sehr in dem Format», findet Fritsche.

Die Geheimwaffe der Sendung ist allerdings der Moderator selbst. Biografisch und optisch: Fritsche ist die perfekte Brücke zwischen Stadt und Land. In Appenzell ging er zur Schule, als Moderator des Jugendsenders Viva kam er nach Zürich, wo er einige wilde Jahre verlebte, seine «Schmetterlingsjahre», wie er sagt, von einer Party zur nächsten. Spä-



«In manchen Tälern wie ein Überfallkommando»: Moderator Fritsche in seinem Haus in Appenzell.

ter zog er dann wieder zurück nach Appenzell, wo er zunächst bei der Mutter wohnte und 2012 das alte Landhaus bezog, das er gekauft hatte und renovieren liess. In Appenzell hockt er am Stammtisch, und wenn er in Zürich ist, nutzt er die City-Wohnung seines Mannes, der dort als Architekt arbeitet. Frit-

sche ist mit den Menschen im Dorf ebenso per du wie mit den Menschen in der Stadt. Auch äusserlich funktioniert Fritsche hier wie dort. Der blonde Sympath trägt Bart und Alprausch-Hemden. Krempelt er die Ärmel hoch, sieht man die Tattoos. In Appenzell könnte er als Bauernsohn durchgehen, in Zürich eben

als Hipster. Dadurch ist es dann auch für die urbane Unternehmensberaterin nicht so weit hergeholt, mal am Donnerstagabend die neuste *Schweizer Landliebe* aus der Hand zu legen und «Bauer, ledig, sucht ...» einzuschalten. Fritsche hat das Bauern-Dating irgendwie cool gemacht.

Man fragt sich allerdings, woher die Sendung noch ihre Bauern nimmt. Sind nach zwölf Staffeln nicht langsam alle Schweizer Landwirte im heiratsfähigen Alter unter der Haube? Fritsche lacht und schüttelt den Kopf. Die reine Masse sei nicht das Problem. «In der nächsten Staffel ist einer dabei, der sich bereits vor sechs Jahren beworben hat», so Fritsche. Die eigentliche Herausforderung sei aber die stimmige Mischung, sowohl vom Alter als auch von den Charakteren her.

«Vor dem Haus steht meine Midlife-Crisis»

Manchmal lege er als Moderator ein Veto ein, wenn er das Gefühl habe, ein Bauer sei dem Stress nicht gewachsen. «In manchen Tälern ist das wie ein Überfallkommando, wenn wir da mit dem ganzen TV-Zirkus anrücken.» Die Bauern müssten in der Lage sein, über längere Zeit die Fremden zu ertragen, und sie dürften sich auch nicht zu sehr vor der Kamera scheuen. «Ausserdem sage ich ihnen immer: «Bist du sicher, dass du auch beim Stammtisch mal ein paar Sprüche ertragen kannst, weil deine Kollegen es witzig finden, dass du in der Sendung bist?»»

In diesem Jahr ist Fritsche vierzig geworden, auch wenn er jünger aussieht. «Draussen vor dem Haus steht meine Midlife-Crisis», scherzt er. Ein schwarzer Porsche. Daneben ein SUV, der ein Sponsorenwagen ist. Als Moderator lässt es sich leben. «Dass ich einmal der TV-Amor werde, hätte ich während meines Publizistikstudiums nicht gedacht», sagt er. «Viel-

In Appenzell könnte er als Bauernsohn durchgehen, in Zürich eben als Hipster.

leicht ein seriöser Moderator, bei «10 vor 10». Aber der Unterhaltungskasperli?» Er zuckt mit den Schultern. «Mittlerweile finde ich aber cool, was ich mache. Die Leute mögen die Sendung, und es ist ein super Job, den ich sehr mag und der – halt leider – zu mir passt.» Halt leider? Für echtes Bedauern wirkt Fritsche zu gut gelaunt.

Woher kommt die eigentlich, die beständige gute Laune? «Wahrscheinlich von meiner Mutter, dem optimistischsten Menschen der Welt», sagt Fritsche. «Und ich glaube, ich war immer zu dumm, um kompliziert zu sein.» Da ist sie wieder, die wache Selbstironie, die eher das Gegenteil vermuten lässt: Das Attribut «dumm» würde man Fritsche nicht geben. Ein Appenzeller wie aus der Werbung – grumme-

lig, verschlossen, wortkarg – ist er aber nicht, mit seiner heiteren und offenen Art. «Schon die Volksmusik hier ist wahnsinnig schön, da kriegt man Gänsehaut, aber gleichzeitig ist sie abgründig.» Über die hohe Appenzeller Selbstmordrate würde er gerne einmal einen Dokumentarfilm drehen.

«Ich kann meine Appenzeller gut leiden», sagt Fritsche, «aber manchmal nerven sie mich auch.» Etwa, wenn abgestimmt wird. Dann seien er und seine beste Freundin, Beatrice, die in der unteren Wohnung seines Hauses lebt, «immer diejenigen, die mit der Minderheit verlieren». So auch beim «Ja zum Partnerschaftsgesetz». Da habe er im Vorfeld an jedem Stammtisch die Stimmung abgeklopft, und alle meinten zu ihm, sie würden dafür stimmen. Dann aber wurde das Gesetz trotzdem von 70 Prozent der Appenzeller abgelehnt. Ein Problem mit seiner Homosexualität hat aber trotzdem kaum jemand. «Die Leute hier kennen mich, weil sie schon meinen Vater und meinen Grossvater kannten», sagt Fritsche. Was er im Bett oder im Fernsehen mache, sei denen nicht so wichtig. Und als er vor drei Jahren seinen Partner geheiratet habe, hätten gegenüber der Presse alle dichtgehalten, was das Datum betraf, obwohl eine *Blick*-Journalistin nach Appenzell gekommen sei und herumgefragt habe.

Auch für die Bauern in der Sendung sei Fritsches Homosexualität kein Thema. «Entweder ignorieren sie es, oder sie gehen entspannt damit um», sagt er. Überhaupt habe er nur zweimal in achtzehn Jahren Moderatorenlaufbahn einen schwulenfeindlichen Brief von Zuschauern erhalten.

Sein Moderationstraum

Am 19. Dezember macht Fritsche seine letzte Moderation für die laufende Staffel «Bauer, ledig, sucht ...». Dann hat er erst einmal ein bisschen frei und kann seine Sonntagabende geniessen, an denen er so gerne mit seinem Mann im Bett Pizza esse und «Exklusiv – Weekend» auf RTL schaue, «mit Frauke Ludwig, unserer Sonntagabend-Heldin». Danach geht es weiter mit Event-Moderationen, etwa beim Swiss Nightlife Award; im Frühjahr beginnt dann wieder die Arbeit an der nächsten Staffel von «Bauer, ledig, sucht ...». Bis zum Zehn-Jahre-Jubiläum wolle er die Sendung auf jeden Fall noch moderieren. Danach? «Eine eigene Sendung mit Gästen aus Kultur, Wirtschaft und Politik, das ist natürlich schon ein Moderatorentraum», sagt Fritsche, als er auf dem Balkon einen Zigarillo raucht. Dabei lehnt er an der Holzwand, und würde man ihn fotografieren, wäre das Instagram-würdig. «Ja, der Landhaus-Chic», lächelt Fritsche. Wenn er ein Foto aus Appenzell in den sozialen Medien teile, entfachte das sehr viel mehr Begeisterung als ein Foto, das er unterwegs in Zürich mache. Trotzdem muss er jetzt nach Zürich, Bauer Rino treffen. ○

Weihnachten

Völlerei und Suff

Wie man die ungesündeste Jahreszeit überlebt.

Gerade sind der Kater und das Sodbrennen nach dem Thanksgiving-Dinner beim amerikanischen Kollegen überstanden, da trifft sich die Clique auch schon auf dem Weihnachtsmarkt zum Glühweintrinken. Beim Adventsfest des Vereins tischt die nervige Supermama alle vorstellbaren Guetsli-Sorten auf – selbstgebackene, versteht sich! –, und während man gebühlich über die Tante lästert, trinkt man den vierten Glühwein, der das Tier in einem hervorbrechen lässt, und dieses Tier stellt sich als französische Stopfgans heraus, in deren Rachen all die erstklassigen Guetsli verschwinden. Bei der Betriebsweihnachtsfeier landet man schliesslich im Bett des Kollegen, als hätte man keinen Partner. Und als einem dieser danach in den Sinn kommt, muss man gleich wieder trinken.

Einfach ans Fleisch halten

So oder so ähnlich ist das halt: Weihnachten ist die ungesündeste Zeit des Jahres, im Suff grassiert die Untreue, und wenn man dann vor den Geschirrwürfen des Partners ins Bad flüchtet und sich dort zur Selbstgeisselung auf die Waage stellt, wirkt die zwischen den Jahren stets gen Himmel schnellende Selbstmordrate gar nicht mehr so irrational. Weihnachten, die schönste Zeit des Jahres? Der Spruch kann nur einem skrupellosen Lebkuchenhersteller eingefallen sein.

Es gibt allerdings drei Dinge, die man beherzigen kann, um Weihnachten ein bisschen weniger unerträglich zu machen. Erstens: Halten Sie sich ans Fleisch. Denn der Vorsatz, beim Weihnachtessen masszuhalten, hat schon die letzten zwanzig Jahre nicht funktioniert. Doch auch bei der Völlerei ist es nicht ganz irrelevant, was Sie in sich hineinstopfen, schliesslich ist ein Zuviel an Kohlenhydraten – im zeitlich begrenzten Rahmen betrachtet – schlimmer als ein Zuviel an Protein, welches stärker sättigt und bei dessen Verdauung der Körper wieder mindestens 20 Prozent der eingenommenen Kalorien verbrennt. Essen Sie also Fleisch, Fisch oder Tofu und Bohnen. Zweitens: Nach jedem Drink ein Zwischenwasser. So trinken Sie sich den Kollegen etwas langsamer schön. Drittens: Haben Sie vor der Betriebsfeier Sex. Zum Beispiel mit Ihrem Partner!

Claudia Schumacher

Wenn der Staat die Banken führt

Die Finanzmarktaufsichtsbehörde Finma befindet sich auf einem Wachstumskurs, der für den Finanzplatz eine Einengung darstellt.

Von Beat Gygi

Die schweizerische Finanzmarktaufsichtsbehörde Finma möchte auf dem Finanzplatz Schweiz nicht einfach als Polizei erscheinen, sondern sich lieber in einer Rolle sehen, die auch an einen Gärtner oder einen Architekten oder vielleicht an einen Coach erinnert. Dieser Eindruck kommt auf, wenn man das dreizehnseitige Papier mit dem Titel «Strategische Ziele 2017 bis 2020» liest, mit dem die Finma vergangene Woche an die Öffentlichkeit trat, um darzulegen, was sie bisher getan hat und was sie künftig tun will. In diesem Bericht zeichnet die Behörde ein sehr vorteilhaftes Bild von sich und ihrem Wirken. Vom gesetzlichen Auftrag her geht es primär um den Schutz von Gläubigern, Anlegern und Versicherten sowie der Funktionsfähigkeit der Finanzmärkte. Aber neben diesen Schutz- und Aufsichtsaufgaben wird deutlicher als bisher betont – sogar hervorgehoben in einem speziellen Textkasten –, dass die Finma mit ihrer Tätigkeit und Regulierung auch die Wettbewerbsfähigkeit und das Ansehen des Finanzplatzes Schweiz stärken helfe.

Also nicht einfach Polizei spielen ist das Ziel, sondern mehr, auch das Entwickeln. Das Papier liest sich wie der strategische Plan eines wachsenden Unternehmens, das neue Geschäftsfelder besetzen will. Mit den vielen neuen Finanzregulierungen, welche die Gesetzesmaschine seit der Finanzkrise produziert hat, hat die Finanzaufsicht zudem zahlreiche neue Aufgaben und Eingriffsmöglichkeiten erhalten. Und die Botschaft des Papiers ist, dass sie mit ihrem Kompass der Banken- und Versicherungsbranche in Zukunft den besten Weg weisen wolle.

Risikofeindliche Praxis

Das mahnt zur Vorsicht. Es könnte für den Finanzsektor und für die gesamte Wirtschaft zu einer schweren Belastung werden, wenn man den gegenwärtigen Kurs der Finma für richtig befinden und langfristig so festzurren würde. Offiziell hat der Finma-Bericht von vergangener Woche zwar kein grosses Echo ausgelöst und keinen offenen Widerspruch hervorgerufen, aber aus der Finanzbranche sind Einwände und Warnungen zu vernehmen, die zu denken geben. «Die Finma ist klar auf einer Schiene der Überregulierung», lautet der Kommentar eines Bankiers zu seinen Erfahrungen der vergangenen Jahre. Die Aufsicht funke immer mehr in den Geschäftsalltag hinein, ist von mehreren



Langer Schatten der Kontrolleure.

Bankenvertretern in ähnlichem Tonfall zu hören, wobei sie sich nicht mit Namen exponieren.

Dabei lautet eine der wichtigsten Stellen im jüngsten Bericht doch so: «In ihrer Aufsichtstätigkeit verfolgt die Finma einen konsequent risikoorientierten Ansatz. Sie achtet dabei auf Kontinuität, Berechenbarkeit und Verhältnismässigkeit.» Das tönt verantwortungsvoll. Ein risikoorientierter Ansatz bedeutet, dass man bei der Aufsicht und bei Eingriffen immer fragt: Welche Risiken können bei Banken und Versicherungen aus einem möglichen Fehler oder Fehlverhalten und dessen Folgen entstehen? Sind diese Risiken so gross, dass es gerechtfertigt ist, der Bank bestimmte Handlungen zu verbieten und den Managern vorzuschreiben, was sie tun sollen? Ein solches Abwägen würde heissen, dass die Finma nicht übereifrig eingreift, sondern den Finanzunternehmen genug Spiel-

raum für Geschäfte, Unternehmergeist und neue Ideen lässt, damit aber auch ein Restrisiko offenlässt.

Das Problem ist, dass die Praxis der Finma anders ist. Sie ist offenbar viel risikofeindlicher oder ängstlicher, wenn man den zahlreichen Schilderungen aus Banken und Versicherungen glaubt. «Die Finma will von vornherein jegliche Fehler ausschliessen, sie folgt nicht einer Risikoorientierung», meint ein Banker. Der Schrecken der Finanzkrise sei den Aufsehern damals derart in die Knochen gefahren, dass sie anschliessend bei kleinsten Anzeichen einer Fehlermöglichkeit sogleich eingegriffen hätten. So seien die Vorschriften gegen die Geldwäscherei stark nach oben geschraubt worden, so sehr, dass man nicht mehr von Verhältnismässigkeit reden könne. Man tue nun so, als müsse man bei jedem Kunden und jeder Zahlung vom Schlimmsten ausgehen, bevor das Gegenteil bewiesen ist.

Auf einer solchen Basis könne man nur noch sehr schwierig Geschäfte aufbauen, so komme kein Vertrauen zustande. Mit einer Null-Risiko-Strategie könne man nicht wirtschaftlich arbeiten oder überleben, die Beseitigung der letzten 2 oder 5 Prozent des Risikos werden nämlich extrem teuer. Man kann es so veranschaulichen: Im Strassenverkehr ist das Risiko einer Kollision dann null, wenn die Geschwindigkeit null ist.

Klar, man kann einwenden, dass Beaufsichtigte immer über ihre Aufseher zu jammern pflegen. Aber die Auseinandersetzung über die angemessene Ausstattung der Versicherer mit Eigenkapital lässt doch objektive Hinweise auf eine extreme Risikoabneigung der Finma erkennen. Gemäss dem Schweizer Solvenzttest (SST) von 2011 muss ein Versicherungsunter-

nehmen so viel risikotragendes Kapital haben, dass es allen absehbaren finanziellen Verpflichtungen nachkommen, also alle, die irgendwann Geld von ihm zugute haben, auszahlen kann. Das lässt sich natürlich nicht exakt bestimmen; um den Risiken Rechnung zu tragen, arbeitet man mit Sicherheitsmargen. Laut einer Studie von Hato Schmeiser, Professor an der Universität St. Gallen (HSG), müssen Schweizer Versicherer, vor allem Lebensversicherer, heute für das gleiche Geschäft anderthalb- bis zweimal so viel Kapital unterlegen wie EU-Konkurrenten.

rungen des SST die Gefahr von Wettbewerbsverzerrungen zwischen Anbietern (Versicherungsunternehmen, Banken und Pensionskassen) und Ländern (Schweiz und Länder der EU), die nicht im Sinne der Sparer im Allgemeinen und Versicherten im Speziellen sein können.»

Nach den Worten von Thomas Buess, Finanzchef der Swiss-Life-Gruppe, sind auch die Anforderungen für Versicherungen der beruflichen Vorsorge (BVG) in den vergangenen Jahren immer höher geschraubt worden, so dass es für Versicherer als Aktiengesellschaften immer schwieriger geworden sei, diese Vorgaben zu erfüllen und gleichzeitig rentabel zu arbeiten. So würden Versicherer mehr und mehr aus dem Markt gedrängt, und viele Risiken der Kunden würden dadurch in Pensionskassen verschoben, welche beispielsweise für KMU weniger sicher seien als die vorherige Vollversicherung.

Eine Aufsichtspolitik mit extrem hohen Sicherheitsmargen bedeutet nicht nur hohe Kosten und die Einschränkung von Geschäftsmöglichkeiten, sondern führt oft auch zu Rechtsunsicherheit für die Regulierten, weil ein verkrampfter Aufseher undurchschaubar ist. Laut Schilderungen aus der Branche ist man in Banken oft nicht sicher, welche Risiken man eingehen darf und welche der Finma missfallen. Muss man auch die Geschäftspartner der eigenen Kunden überprüfen? In welchen Fällen? In der Baubranche ist eine Firma neuerdings haftbar für das Verhalten aller Subunternehmer in der ganzen Auftragskette. Ist man in der Finanzbranche auch bald so weit? Solche Fragen erzeugen Rechtsunsicherheit, was in den Unternehmen oft zu vorauseilender Vorsicht führt, und so schaukeln sich Regulierer, Revisoren, Compliance-Abteilung und Verwaltungsrat der Bank in ihrem Kontrolleifer gegenseitig hoch.

Laut Buess führt die Praxis der Finma auch für die Versicherungsbranche zu Rechtsunsicherheit, die viele Fragen offenlässt. Die Vorgaben zur Solvenz von Lebensversicherern wurden 2006 lanciert. Nach einer Testphase wurden sie 2011 verbindlich, aber 2016 gibt es laut Buess noch kein einziges von der Finma vollständig genehmigtes Modell für Lebensversicherer, sondern nur teilweise und befristet genehmigte. Auch ein taugliches Standardmodell existiere noch nicht. Als Versicherer hänge man sozusagen in der Luft und wisse nicht, welche Solvenzanforderungen die Finma im nächsten Jahr stellen werde. Vor allem im internationalen Vergleich sei die Unsicherheit zu den Solvenzzahlen belastend, viele Investoren blieben als Aktionäre fern, weil sie die «regulatorische Volatilität» der Schweiz scheuten.

Wink von oben

Es passt ins Bild, dass ein kontrollorientierter Aufseher möglichst viele Einflussmöglichkeiten sucht. Die Revisionsfirmen sind in der Bankenbranche eine wichtige Verbindung zwischen Finma und beaufsichtigtem Institut. Im Prinzip leitet die Finma die Banken über die Revision; Beobachtung und Feinsteuerung erfolgen über die Revisoren, die in direktem Kontakt mit dem Bankmanagement stehen. Erhält ein Bankchef vom Revisor einen Hinweis, etwa zum Umgang mit bestimmten Kunden, ist oft nicht klar, ob dies ein Wink von «weiter oben» ist. Kürzlich hat die Finma nun den Vorschlag aufgebracht, dass sie selber die Revisoren der überwachten Bank bestimmt, nicht mehr das Unternehmen in Eigenregie. Damit würde der Wettbewerb in der Revisionsbranche verschwinden. Der Vorschlag hat wohl kaum eine Chance auf Verwirklichung, aber er zeigt, dass die Entwicklung der Behörde wirklich mit Vorsicht beobachtet werden muss. ○

Dieser «Swiss Finish» kostet 500 bis 1000 Franken pro Versicherten und Jahr.

Dieser «Swiss Finish» kostet nach Angaben von Swiss Life 500 bis 1000 Franken pro Versicherten und Jahr an Anlageerträgen. Und Schmeiser warnt in seiner Studie vor weiteren negativen Folgen, er schreibt: «In der Gesamtsicht besteht durch die hohen Kapitalanforde-

nungen des SST die Gefahr von Wettbewerbsverzerrungen zwischen Anbietern (Versicherungsunternehmen, Banken und Pensionskassen) und Ländern (Schweiz und Länder der EU), die nicht im Sinne der Sparer im Allgemeinen und Versicherten im Speziellen sein können.»

ÜBER 1000 GESCHENKIDEEN ONLINE: www.praktikus.ch



Herrliches Farbenspiel aus mehr als 6000 Lichtpunkten!

Star Shower Motion

Ab Fr. 69.95
Bestell-Telefon 044 927 27 27

AS SEEN ON TV



«Der Beste seiner Generation»: Trump mit Sicherheitsberater Michael Flynn.



Bilderbuchkarriere: Mike Pompeo.



Migrationshardliner: Jeff Sessions.

Loyal, kompetent, linientreu

Donald Trumps Kabinett nimmt Form an. Medien schmähen seine ersten Ernennungen als «Ideologen», «Fanatiker» und «Rassisten». Europäische Journalisten stimmen lustvoll in den Chor ein. Wer sind die Neuen im Team Trump? *Von Urs Gehrig*

Der Lift im Trump Tower saust nonstop rauf und runter. Seit seinem Wahlsieg empfängt Donald Trump Aspiranten für hohe Ämter, Gratulanten und Wendehälse am Laufmeter. Viele *Never Trumpers* im republikanischen Lager haben auf dem Absatz kehrngemacht und küssen nun den Siegelring des neuen Präsidenten.

Bei der Bildung seines Kabinetts lässt Trump politischen Weitblick walten. Er konferiert mit Mitt Romney, mit dem er sich im Wahlkampf einen heftigen Schlagabtausch geliefert hatte. Politische Grössen wie Henry Kissinger, die graue Eminenz der US-Aussenpolitik, machen ihm ihre Aufwartung. Sogar Demokraten sprechen vor, unter ihnen Tulsi Gabbard, Abgeordnete aus dem fernen Hawaii.

Waterloo der US-Mediengeschichte

Trump gibt sich aufgeräumt und versöhnlich. Auch seiner ehemaligen Rivalin gegenüber. Er strebe keine gerichtliche Verfolgung gegen Hillary Clinton wegen ihrer E-Mail-Affäre an, liess er verlauten.

Einzig gegenüber der Presse hat er sein Kriegsbeil nicht begraben. Am Montag versammelte er Medienvertreter aus dem ganzen Land bei sich. «Wie bei einem verdammten Erschiessungskommando» soll die Stimmung gewesen sein, berichtet ein Augenzeuge in der *New York Post*. «Ihr seid ein Netzwerk von Lüg-

nern», habe Trump den Medienvertretern ins Gesicht geschmettert und sie für ihre einseitige Berichterstattung in den Senkel gestellt.

Als hätte es das grösste Waterloo der neueren US-Mediengeschichte nie gegeben, bolzt das Gros der Journalisten Trumps Kabinett-Kandidaten nieder und hält dabei nicht zurück mit Ausdrücken wie «Ideologe», «Extremist» und «Rassist». Europäische Medien wiederum plappern bereitwillig nach, köcheln in der Manier des Spucknapf-Journalismus ihr Negativsüppchen, angeheizt mit frisch aufflammendem Antiamerikanismus, und würzen da und dort mit rhetorischer Säure nach.

Nüchterne Stimmen sind derzeit dünn gestreut. Bob Woodward, Watergate-Enthüller, gehört zu ihnen. «Nun, es sind Hardliner», sagt er über Trumps erste Kabinetts-Ernennungen, «aber sie als eindimensional darzustellen, ist ein gigantischer Fehler. Es sind komplexe Charaktere.»

Nach der Ernennung von Reince Priebus (Stabschef) und Steve Bannon (Strategiechef) hat Trump bis Redaktionsschluss drei Posten besetzt. Drei Kriterien scheinen bei seiner Teambildung ausschlaggebend zu sein: Loyalität, Kompetenz, Linientreue. In dieser Reihenfolge.

Michael Flynn, 57, Nationaler Sicherheitsberater — Flynn, ein Generalleutnant im

Ruhestand, ist ein hochdekorierter und kampferprobter Offizier. Während seiner 33-jährigen Militärkarriere besetzte er Posten in Eliteeinheiten, unter anderem im Irak, wo er erfolgreich den Kampf gegen al-Qaida führte. 2012 ernannte ihn Obama zum Direktor der Geheimdienstbehörde Defense Intelligence Agency (DIA), des Spionagedienstes des Pentagons. In diesem Amt erfuhr Flynns Karriere ein abruptes Ende. Obama erwirkte 2014 seinen Rücktritt. Laut Gerüchten hat Flynn sich auf den Islam eingeschossen, er habe eigensinnig agiert und sei zunehmend zu einer «Randfigur» geworden.

Obwohl Mitglied der Demokratischen Partei, schloss sich Flynn Donald Trump an, den er im Wahlkampf in militärischen Fragen beraten hat. Seither steht Flynn in den Medien unter Beschuss. So wird ihm eine «gefährliche» Nähe zu Russland nachgesagt. Im Dezember 2015 reiste Flynn auf Einladung des russischen Propagandasenders Russia Today (RT) nach Moskau, wo er an einem Galadiner neben Präsident Putin Platz nahm. Die Teilnahme, für die sich Flynn bezahlen liess, sei ein «gravierender Fehler» gewesen, schrieb das *Wall Street Journal*. Seine Bereitschaft zu Gefälligkeiten gegenüber dem Kreml gäben «Anlass zur Sorge».

Aus Flynns eigenen Aussagen lassen sich keine Rückschlüsse auf eine «anpasserische»

Nähe zu Moskau ziehen. Washington müsse gegenüber Moskau «skeptisch» bleiben, sagte er in einem Interview mit National Public Radio. «Wir brauchen ein strategisches Verhältnis, das bedeutet nicht Freundschaft. Es bedeutet lediglich gegenseitiger Respekt, denn wir sind zwei nukleare Staaten.»

Noch schlimmer als seine Russland-Kungelei sei indes Flynns «Hass auf den Islam». Laut Flynn sei der Islam «keine Religion», sondern «eine politische Ideologie», die er mit einem «Krebsgeschwür» verglich. Diese Aussage soll der Ex-Militär bei einer Rede im August in Dallas gemacht haben.

Um sich ein Bild von Mike Flynns Sicht des Islam zu verschaffen, lohnt sich der Griff nach seinem neuen Buch «The Field of Fight» (seit Juli im Handel), in dem er sich explizit mit dem islamistischen Terror befasst. Darin fällt das Wort «Krebs» nicht ein einziges Mal. Und nirgendwo bezeichnet er den Islam an und für sich als Ideologie, sondern hält vielmehr fest: «Der radikale Islam ist eine totalitäre Ideologie, die sich in der islamischen Religion eingestrichelt hat.»

In den meisten Medienporträts von Flynn wird ausgeblendet, was ehemalige Militärkollegen über ihn aussagen. So bezeichnet General a. D. Barry McCaffrey Flynn als «den besten Geheimdienstoffizier seiner Generation». Selbst Tom Friedman, Kolumnist der *New York Times* und ein vehementer Kritiker Trumps, ist des Lobes voll: Er habe Flynn im Feld wiederholt getroffen. Er sei «einer der intelligentesten Geheimdienstoffiziere, die wir je hatten», so Friedman auf NBC. Durch clevere Nutzung von Big Data habe Flynn zusammen mit General Stanley McChrystal (von Obama entlassen) «eine Killermaschine geschaffen, die al-Qaida im Irak zerstört hat».

Mike Pompeo, 52, CIA-Direktor — Pompeos Lebenslauf liest sich wie eine Visitenkarte auf goldenem Pergamentpapier: Klassenerster seines Jahrgangs an der Militärakademie West Point. Doktor der Jurisprudenz in Harvard, wo er dank Bestnoten in den Redaktorenstab des renommierten Fachblatts *Harvard Law Review* aufgenommen wird. Jurist bei Williams & Connolly, einer Top-Anwaltskanzlei mit dem härtesten Aufnahmeverfahren in den USA. Abgeordneter für Kansas im US-Repräsentantenhaus. Mitglied des Geheimdienstausschusses des Repräsentantenhauses, wo er nach dem Desaster von Bengasi als einer der schärfsten Kritiker der damaligen Aussenministerin Hillary Clinton auftrat.

Pompeo hatte ursprünglich Marco Rubio als Präsidentschaftskandidaten unterstützt und stellte sich erst nach dessen Rückzug hinter Trump. Er ist ein strikter Gegner des Nuklearabkommens mit dem Iran. Er wird als Folterbefürworter bezeichnet. Und ausserdem sei auch er ein Islamhasser. Allerdings finden sich

keine Zitate, die diesen Vorwurf stützen würden. Nach den Terroranschlägen in Boston 2013 kritisierte er «das Schweigen muslimischer Führungsfiguren als ohrenbetäubend». Das stimme ihn traurig, fügte er an. «Aber wichtiger noch: Es ist gefährlich.»

Jeff Sessions, 69, Justizminister — Sessions' Nomination ist ein glasklares Zeichen dafür, dass es Trump ernst meint mit seiner Ankündigung, die Grenze zu Mexiko dichtzumachen und kriminelle Migranten auszuschaffen. Sessions lehnt jede Form von illegaler Einwanderung ab und will auch die legale Immigration stark drosseln.

Seit Sessions' Nomination publik geworden ist, knöpfen sich die US-Medien den Senator aus Alabama mit der verbalen Keule vor. Sessions sei ein «Rassist», heisst es reihum. Um diese Behauptung zu stützen, werden Aussagen hervorgekramt, die Sessions vor über drei Jahrzehnten gemacht haben soll. So habe er einen schwarzen Staatsanwalt einmal «boy» genannt. Und den Ku-Klux-Klan habe er laut eigener Aussage «okay» gefunden, bis er herausgefunden habe, dass einige von ihnen «Marihuana-Raucher» seien.

Diese Zitate, die nicht verbrieft sind, wurden bereits 1986 gegen Sessions vorgebracht, nachdem Präsident Reagan den damals 39-jährigen als Bundesrichter nominiert hatte. Sessions hat stets dementiert, dergleichen geäussert zu haben. «Ich verabscheue den Klan», sagte er damals der Presse. «Ich verabscheue seinen Fanatismus und Hass.» Seine

«Flynn ist einer der intelligentesten Geheimdienstoffiziere, die wir je hatten.»

Kandidatur wurde dennoch abgelehnt. Der verstorbene Senator Arlen Specter, der gegen Sessions gestimmt hatte und ihn erst später kennen- und schätzen lernte, bezeichnete sein Votum von damals als «einen Fehler», den er «zeitlebens am meisten bedauert» habe.

Welche rassistischen Schandtaten hat Sessions seither noch so verbrochen? Als Justizminister von Alabama war er entscheidend daran beteiligt, die Rassentrennung an öffentlichen Schulen in Alabama aufzuheben. In einem Mordprozess 1981 gegen den Kopf des Ku-Klux-Klans in seinem Bundesstaat kämpfte Sessions erfolgreich für dessen Todesurteil. Nachdem er 1996 in den US-Senat gewählt (und dreimal im Amt bestätigt) worden war, arbeitete er in Kerngeschäften mit Demokraten zusammen und unterstützte die Wahl von Obamas schwarzem Justizminister Eric Holder.

Das also ist Jeff Sessions, ein lupenreiner «Rassist», wie er im Buche steht. ○

USA

Laute Taubheit

In Stanford ist man noch nicht in der Realität angekommen.

Am Tag nach der Präsidentschaftswahl erhielten die Studierenden, Dozenten und nichtakademischen Angestellten der Stanford University eine elektronische Botschaft des Rektors mit der selten gebrauchten Anrede «Stanford Family». Der Wahlkampf und sein Ergebnis, stellte er fest, hätten «grosse Ratlosigkeit erzeugt». Deshalb verpflichte sich die Hochschule, nun ein Klima zu bewahren, in dem «alle Meinungen gehört und respektiert werden können». Stanford enthält sich sonst als private Universität aller politischen Stellungnahmen – und da auf dem Campus wie an fast allen US-Hochschulen Wähler der Demokraten zu drei Vierteln dominieren, musste man die E-Mail des Rektors eigentlich als Erklärung der Offenheit gegenüber der republikanischen Minderheit und den Anhängern des neuen Präsidenten auffassen.

Dem widersprach aber drastisch der Ton jener zahllosen Versammlungen, die in den folgenden Tagen stattfanden und sich immer wieder ganz eindeutig auf das kollektive Versprechen festlegten, die Rechte von kulturellen oder ethnischen Minderheiten gegen jegliche Bedrohung mit aller Entschlossenheit zu schützen – so als hätte der Ku-Klux-Klan die Universität erobert und hielte sie nun besetzt. Offenbar gab es einen geheimen Wunsch der Campus-Mehrheit nach illegalen Akten über die politischen Gegner und Sieger bei der Präsidentschaftswahl, welche die angebliche eigene ethische Überlegenheit bestätigen sollten. Nach dieser an sich schon wirren Reaktion folgten weitere Proteste; so versammeln sich nun jeden Mittag Hunderte von Studenten, die mit dem allseits so beliebten, aber deswegen inhaltlich nicht überzeugenderen Slogan «El pueblo unido jamás será vencido» [«Wenn das Volk zusammensteht, wird es nie besiegt werden»] über den Universität-Campus ziehen. Denn «das Volk» hatte bei dieser Wahl ja durchaus gesprochen – und zwar mit den Stimmen von beinahe zwanzig Millionen amerikanischen Bürgern, die sonst keine Wahlzettel abgeben. Doch sie, die intellektuelle Elite der Nation, glaubt vorerst noch, deren politischen Bedürfnissen gegenüber taub bleiben zu dürfen – da sie ja nicht die eigenen, vermeintlich überlegenen moralischen Werte teilen. *Hans Ulrich Gumbrecht*

Der Autor ist Professor für Literatur an der Stanford University in Kalifornien.

«Das ist eine Revolution»

Francisco Sionil José, 91, ist der Grand Old Man der philippinischen Literatur. Er hat bereits 15 Präsidenten erlebt. Woher rührt die Popularität des aktuellen Staatschefs Rodrigo Duterte, dessen brutaler Drogenkrieg in allen sozialen Schichten Zustimmung erhält? Was ist auf den Philippinen los? *Von Claude Cueni*

Täglich steht der Autor sozialkritischer Romane in seinem 1965 gegründeten Solidaridad Bookshop an der Padre Faura Street in Manila. Die *New York Times* nannte Francisco Sionil José den schmerzgeplagten Chronisten eines Landes, das sich im Niedergang befindet. Im Interview äussert er sich zum neuen philippinischen Staatspräsidenten Rodrigo Duterte, der im Westen als Serienkiller gebrandmarkt und im eigenen Land als von Nostradamus angekündigter Erlöser gefeiert wird.

Duterte gilt als Strafe Gottes, der die korrupten Oligarchen aus dem Malacañang-Palast vertrieben hat und nun im Dirty-Harry-Stil aufräumt. Carlos Conde von Human Rights Watch sah Dutertes Wahlsieg als Folge des totalen Zusammenbruchs von Recht und Ordnung. Die Menschen waren traumatisiert vom gesetzlosen Alltag in einem Narco-Staat und wütend auf das korrupte Polit-Establishment, das den Inselstaat seit Generationen wie seinen Privatbesitz verwaltet.

Laut Unicef zählen die Philippinen zu den zehn Ländern weltweit, die die höchste Anzahl fehlernährter Kinder unter fünf Jahren haben, 22 Millionen Menschen hungern, fast die Hälfte der 110 Millionen Einwohner verdient weniger als einen Dollar pro Tag. Jahrzehntlang haben die Menschen die Faust im Sack gemacht und Napoleons Zitat bestätigt, laut dem Religion die Armen davon abhält, die Reichen umzubringen. In den sozialen Medien wurden Millionen Fäuste zur gebündelten Wut, die sich viral im Internet ausbreitete und dem nationalistischen Sozialisten Duterte zum Sieg verhalf. Er hatte versprochen, alle Kriminellen zu erschiessen.

Die Begeisterung für den 71-jährigen Egomane ist ungebrochen, auch wenn er alles beleidigt, was Rang und Namen hat, alle fünf Minuten seine Meinung ändert und öffentlich bedauert, dass er an einer Massenvergewaltigung nicht beteiligt war. Zustimmung erhält sein brutaler Drogenkrieg in allen sozialen Schichten. Im dritten Quartal stieg das BIP um 7,6 Prozent, das höchste Wachstum in Asien. CNBC nannte Duterte «Asia's Donald Trump».

Herr José, Sie gehören zu den wenigen philippinischen Schriftstellern, die international erfolgreich sind. Ihre Bücher wurden in 28 Sprachen übersetzt, Sie sind 91 und haben bereits fünfzehn Staatspräsidenten er-

lebt. Was unterscheidet Rodrigo Duterte von allen andern?

Wenn Sie unsere Politik und Geschichte studieren, sehen Sie, dass die jeweiligen Regierungen all die Jahre von wohlhabenden Philippinern manipuliert wurden. Präsident Duterte ist der erste Politiker, der nicht die offene Unterstützung der Oligarchie genießt. Bei seiner Rede zur Lage der Nation zeigte er auf die Mitglieder des Senats und des Kongresses und sagte: «Ich schulde euch nichts.» Ich glaube, wir stehen am Anfang einer philippinischen Revolution. Schaut man sich unsere Geschichte an, dann sieht man, dass viele Probleme der Philippinen auf die Kolonialisierungen zurückzuführen sind – die erste durch die Spanier, dann jene durch die Amerikaner und am Ende diejenige durch die Japaner. Schliesslich wurden wir durch unsere eigene Elite kolonialisiert. Alle Anzeichen

«Vereinfacht gesagt, ist seine Ideologie die Liebe zum Land und zu den Menschen.»

dafür waren bereits 1896 sichtbar, als die philippinische Revolution gegen die spanischen Kolonialbehörden einsetzte.

Wann wird diese «Revolution» zu Ende sein?

Das lässt sich nicht in zwei, drei Jahren erledigen. Wie lange hat die vietnamesische Revolution gedauert? Die chinesische Revolution fing in den zwanziger Jahren an. Die Französische Revolution dauerte weniger lang, aber fast alle Revolutionen währen über Jahre, vielleicht eine Generation lang, und sie verändern Länder und Gesellschaften für immer, während die Macht von den Unterdrückern zu den Unterdrückten übergeht.

Seit Dutertes Amtsantritt am 1. Juli sind gemäss Polizeidirektor Dela Rosa 26861 mutmassliche Drogenhändler und Süchtige verhaftet und 4742 aussergerichtlich erschossen worden. Rechtfertigt das Ziel die Mittel?

Der Krieg gegen Drogen sollte nicht unterbrochen werden. Aber es sollte darauf geachtet werden, dass der sogenannte Kollateralschaden reduziert wird.

Wie ist es möglich, dass die Mehrheit eines christlichen Landes diesen blutigen Rachefeldzug gegen Kriminelle gutheisst?

Sie misst der Religion einen zu hohen Stellenwert bei. Nazideutschland war auch christlich.

Nach hundert Tagen im Amt erreicht Duterte in allen Umfragen immer noch Rekordwerte von 86 Prozent Zuspruch. In den westlichen Medien wird er hingegen als «Donald Trump des Ostens», «Hitler» oder «serial killer» bezeichnet. Wie erklären Sie sich diese Diskrepanz?

Trotz aller Kritik, besonders im Ausland, zeigen die jüngsten Umfragen, dass Duterte eine riesige Popularität genießt. Der Grund dafür liegt in der allgemeinen Wahrnehmung von mehr Frieden und Sicherheit im ganzen Land, verglichen mit der Vergangenheit. Seine Wahl wurde durch Millionen von Philippinern entschieden, die genug von der Korruption auf allen Ebenen unserer Gesellschaft hatten. Sie sind frustriert, dass sich die Erträge der vorherigen Aquino-Administration nicht im Sinne einer verbesserten Wohlfahrt und grösseren Sicherheit ausgewirkt haben.

Laut Dela Rosa sollen sich bereits über 800 000 Drogensüchtige gemeldet haben, um einen Entzug zu machen – aus Angst, erschossen zu werden. Es gibt aber viel zu wenig Therapieplätze. Was geschieht mit den Drogenabhängigen in der Zwischenzeit?

Das Problem des Drogenentzugs ist seit je ein zentrales Anliegen der Regierung. Entzugskliniken werden in Armee-Camps eingerichtet, aber mit der steigenden Zahl von Süchtigen, die aufhören wollen, werden diese Zentren bald so überfüllt sein wie unsere Gefängnisse.

Duterte will die 2006 abgeschaffte Todesstrafe wieder einführen und auch Steuerhinterzieher, illegalen Wettanbietern und Umweltsündern den Krieg erklären. Wird die philippinische Revolution ihre Kinder fressen?

Das ist eine schreckliche Möglichkeit. Das Hauptproblem revolutionärer Gewalt besteht darin, dass sie nicht kontrolliert werden kann. Die Philippiner selbst müssen ihre Freiheit vor den Exzessen revolutionärer Gewalt schützen. Es ist die erste Pflicht der Justiz und der Armee, die bürgerlichen Freiheiten zu sichern.

Was hat Duterte seit seinem Amtsantritt am 1. Juli erreicht?

Die wichtigste Errungenschaft in den ersten hundert Tagen sind tiefgreifende Veränderungen im politischen System, um die Korruption in den höchsten Machtzentren aufzuspüren. Ausserdem hat er begonnen, das Vertrauen in die Armee wiederherzustellen und eine Aussenpolitik zu entwickeln, die sich nicht auf die traditionelle Bindung an die USA beschränkt.

Es sieht so aus, als ob er den Krieg gegen Drogen priorisiert hat, aber schauen Sie genau, was gerade geschieht. Zunächst wollte er Bedingungen des Friedens schaffen. Die kommunistische Revolution wurde bedeutungslos. Das Problem im Süden ist weitaus gefährlicher. Daher hat er gleich nach seiner Amtsübernahme Friedensverhandlungen mit allen Gruppen begonnen. Ohne Frieden können sich die Philippinen nicht entwickeln – ein Frieden, der durch Kriminalität, immer wieder in Zusammenhang mit Drogen, so sehr erschüttert worden ist. Vereinfacht gesagt, ist seine Ideologie die Liebe zum Land und zu den Menschen und die Bereitschaft, dafür Opfer zu bringen.

Kürzlich begann Duterte eine Pressekonferenz im Stil eines Stand-up-Comedians und plauderte über sein Lieblingsthema «Duterte und die Frauen», es gab Szenenapplaus, es wurde viel gelacht. Plötzlich wechselte er das Thema und liess eine zornige Tirade vom Stapel. Die Schauspielerin und Sängerin Agot Isidro nannte ihn einen Psychopathen. Leidet er an einer bipolaren Störung, wie er selbst einmal behauptet hat?

Duterte ist ein äusserst ehrlicher Mann, der seine Gedanken ausdrückt und sehr viel von sich selbst preisgibt. Das ist bewundernswert, aber diese Ehrlichkeit macht ihn auch verletzlich. Seine Schmähreden gegen Präsident Obama, Uno-Generalsekretär Ban Ki Moon und die Europäische Union sind nicht akzeptabel. Bei seiner ersten Rede zur Lage der Nation sagte er, die Philippiner seien selbst deren schlimmster Feind geworden. Nun müssen sie den Willen und den Mut zur Veränderung haben.

Das gilt jetzt auch für ihn selbst. Er hat eine Revolution begonnen, die er zu einem erfolgreichen Abschluss führen muss. Der Zweck dieser Revolution liegt in der Gerechtigkeit für die Unterdrückten. Diese Gerechtigkeit ist sehr simpel und bedeutet: drei Mahlzeiten pro Tag, ein Dach über dem Kopf, Bildung für unsere Kinder und medizinische Versorgung für die Kranken. Mit anderen Worten, die Priorität liegt in der wirtschaftlichen Entwicklung. Er muss so viele Arbeitsplätze schaffen, wie er nur kann, und das in kurzer Zeit. Er braucht zudem die Unterstützung von allen, die dazu bereit sind.

Duterte nannte den Diktator Ferdinand Marcos den besten philippinischen Präsidenten aller Zeiten. Duterte droht oft mit der Ausrufung des Kriegsrechts. Wird er in Marcos Fussstapfen treten?

Er hat völlig unrecht damit, Marcos als den besten Präsidenten zu bezeichnen, den die Philippinen je hatten. Der beste Präsident war Ramon Magsaysay. Zuerst dachte ich, Duterte sei ein wahrer Vorbote der Veränderung wie einst Magsaysay, aber jetzt se-



«Gerechtigkeit für die Unterdrückten»: Schriftsteller Francisco Sionil José in seinem Büro in Manila.



«Mehr Frieden und Sicherheit im ganzen Land»: Präsident Rodrigo Duterte im Oktober 2016.

Es gibt sehr wenig Antisemitismus auf den Philippinen. Dutertes erste Frau ist eine amerikanische Jüdin. Ich wage, zu behaupten, dass wir hier keinen Antisemitismus haben. Aber es gibt in ganz Südostasien eine latent antichinesische Haltung.

Die Philippinen sind für die USA von geostrategischer Bedeutung. Werden die USA tatenlos zusehen, wie sich Duterte nach China, Japan und Russland orientiert? Oder werden sie die zahlreichen Duterte-Feinde zu einem Putsch animieren?

Als Bürgermeister von Davao war Duterte ein Pragmatiker, der die objektiven Realitäten des Regierens erkannte. Er hat immer noch 2000 Tage vor sich – genug Zeit, um in einen höheren Gang zu schalten. Duterte wird der Tatsache ins Auge sehen, dass Japan, Südkorea, Taiwan und sogar China ihren Wohlstand den USA verdanken. Duterte muss begreifen, dass China bereits die Insel Panatag übernommen hat. Gleichzeitig können wir uns keine Konfrontation mit China leisten, wir müssen mit dem mächtigen Nachbarn leben. Was Duterte tun sollte: die mächtige chinesische Minderheit auf den Philippinen davon überzeugen, unser Land mitzugestalten, anstatt ihr Geld nach China zu schicken.

In der letzten Umfrage sagte eine Mehrheit, sie würde den USA mehr vertrauen als China. Warum will Duterte die Bindungen an die USA lösen und sich China und Russland zuwenden?

Sie müssen nicht alles glauben, was Duterte sagt; wir sind genötigt, mehr Beziehungen zu mehr Staaten zu haben. Nicht nur zu den USA.

Begrüsst das Militär den Richtungswechsel in der Aussenpolitik?

Die Offizierskorps unserer Armee sind Absolventen von West Point und Annapolis. Duterte weiss das.

Duterte hat sehr viele Feinde. Angenommen, er würde einem Attentat zum Opfer fallen, wie würden die 16,6 Millionen reagieren, die ihn gewählt haben?

Es wäre eine Tragödie, wenn Duterte ermordet würde oder wenn er es dem eigenen Ego gestatten würde, die revolutionäre Bestimmung entgleisen zu lassen. Dann würden wir wieder der Gnade unserer Kolonisatoren anheimfallen und nicht nur unter ihrer Unterdrückung leiden, sondern auch unter der Anarchie ihrer zügellosen Machtausübung.

Francisco Sionil José wurde 1924 in der philippinischen Provinz Pangasinan geboren, war *editor* der *Manila Times* und Korrespondent des *Economist*. Seine auf Englisch verfassten Romane wurden in 28 Sprachen übersetzt. Seit Jahren wird er als Kandidat für den Literaturnobelpreis gehandelt.

Claude Cueni ist Schriftsteller und lebt in Basel. Im Oktober erschien sein Roman «Godless Sun», den der Deutschlandfunk als «das deutsche Pendant zu Michel Houellebecq's «Unterwerfung» bezeichnet hat.

he ich einen Unterschied zwischen den beiden. Magsaysay umgab sich mit den besten Leuten des Landes. Wenn er einen Fehler beging, machte er rechtsumkehrt. In gewisser Weise war Magsaysay selbstlos und demütig. Wenn Duterte Erfolg hat wie Magsaysay, braucht er kein Kriegsrrecht. Die Menschen werden ihm folgen.

Kürzlich sagte Duterte, Imee Marcos, die Tochter des Diktators Ferdinand Marcos, habe – entgegen früheren Aussagen – seinen Wahlkampf mitfinanziert. Duterte hat erlaubt, dass der 1989 verstorbene Diktator nachträglich auf dem Heldenfriedhof bestattet wird. Dutertes Vater war Mitglied der Regierung Marcos. Duterte unternimmt keine Anstrengungen, das vom Marcos-Clan geraubte Milliardenvermögen zurückzufordern. Welche Beziehung hat Duterte zum Marcos-Clan?

Philippinische Politiker würden Geld vom Teufel nehmen, wenn sie könnten. Dutertes Loyalität sollte nicht den Geldgebern seiner Kampagne gelten, sondern den Millionen von Philippinern, die ihm vertrauen und auf ihn zählen. Sehr vieles an der Kritik gegenüber Duterte ist nicht gerechtfertigt, denn sie kommt von Leuten in komfortablen Positionen, die den Kontakt zu den Massen verloren haben.

Duterte beschimpft dauernd die katholische Kirche. Es hat ihm bisher nicht geschadet. Verlieren Kirche und Religion auf den Philippinen an Bedeutung?

Keine der Kirchen auf den Philippinen hat wirklich politische Macht. Philippiner wählen nicht aufgrund einer Ideologie oder politischen Zugehörigkeit. Sie wählen Persönlichkeiten.

Nach dem grossen Erdbeben von Lissabon 1755 verloren viele Menschen den Glauben an einen barmherzigen und allmächtigen Gott. Die Philippinen gehören zu den Ländern, die regelmässig am härtesten von Naturkatastrophen heimgesucht werden. Hat dies keinen Einfluss auf den Glauben?

Besuchen Sie an einem Sonntag die Kirchen in unserem Land. Sie sind überfüllt, ganz im Gegensatz zu den Kirchen in Europa, die leer sind.

In der Vergangenheit hat man Ihnen vorgeworfen, dass Sie Ihre Bücher auf Englisch schreiben. Sie nannten Ihre Kritiker «Tagalog-Machos». Duterte hat nun den Musiker Freddie Aguilar als Berater beigezogen, um westliche Kultureinflüsse zu unterbinden. Welche Auswirkungen wird das haben?

Ich denke nicht, dass ein einzelner Künstler oder zehn Künstler eine Richtung für die Weiterentwicklung der philippinischen Kultur vorgeben können. Die philippinischen Künstler sind mit der Heimat Erde verbunden, und diese Verwurzelung wird ihre Kreativität beeinflussen.

Duterte hat den Journalisten und Fernsehmoderator Theodore «Teddy Boy» Locsin zum neuen Uno-Botschafter ernannt. Locsin twitterte kürzlich: «Ich glaube, dass das Drogenproblem so gross ist, dass es eine Endlösung braucht, wie sie die Nazis angewendet haben. Daran glaube ich. Kein Entzug!»

In den philippinischen Medien wird unglaublich übertrieben, und am besten legt man nicht alles auf die Goldwaage.

Das ist keine Übertreibung der Medien. Ich habe den Original-Tweet von «Teddy Boy» Locsin gelesen, und alle seine älteren Tweets bestätigen seine Haltung.

Sind Sie bereit für die Wirklichkeit?

Die *Weltwoche* enthüllt und deckt auf. Sie schreibt und spricht aus, was andere nicht zu sagen wagen. Die *Weltwoche* hat eine klare Ausrichtung, aber auch die grösste Meinungsvielfalt. Seit 1933 setzt sich das traditionsreiche Wochenblatt mit gehaltvollem Journalismus für die Schweiz ein. Überzeugen Sie sich selbst!

Probeabo
10 Ausgaben
nur Fr. 40.–



Jetzt bestellen!

www.weltwoche.ch/probeabo

Telefon 043 444 57 01





Die Gerüchteküche brodelt: «Gilmore Girls», 2016.



Paarungs-Eiertanz

Von Claudia Schumacher

Der erste Schnee und der Duft von Kaffee liegen in der Luft: Es ist so weit, die «Gilmore Girls» sind zurück! Ab dem 25. November ist auf Netflix die Fortsetzung der Nulser-Jahre-Kultserie zu sehen, die intelligente Mädchen sexy gemacht hat. «Gilmore Girls: A Year in the Life» zeigt vier Folgen in Spielfilmlänge, die aus dem heutigen Leben der quirligen Quasselstrippen Lorelai und Rory erzählen – Mutter und Tochter, die ebenso wie ihre Zuschauerinnen älter geworden sind.

Kaffee, Krisen, Kekse

Rory ist jetzt nicht mehr die Yale-Absolventin, die wie Christiane Amanpour die Welt erobern wollte. Sie ist eine Journalistin in der *quarter-life*-Krise, die sich fragt, warum nicht alles ein bisschen spannender kam – ein Gefühl, das die meisten Millennials kennen, die während der Wirtschaftskrise ihren Uni-Abschluss gemacht haben. Und ist da ein Mann, vielleicht einer ihrer Ex-Freunde, an Rorys Seite? Warum steht auf einem der auf Twitter veröffentlichten Bilder im Hintergrund eine Kinderwiege? Die Fans lassen die Gerüchteküche brodeln.

Lorelai hingegen fragt sich jetzt, ob sie mit Luke noch glücklich ist. Luke, das war der Café-Besitzer, der schon in der ersten Folge der ersten Staffel im Jahr 2000 ein Auge auf Lorelai geworfen hatte und der sich zu ihrer grossen Liebe entwickelte. Folge für Folge konnte man den beiden beim Paarungs-Eiertanz zusehen und die Hände vor dem Gesicht zusammenschlagen. Und jetzt, nicht mehr glücklich?

Wie bereits der Trailer verrät – nach dessen Erscheinen die «Vogue» schrieb: «Legt alles beiseite, der neue «Gilmore Girls»-Trailer ist da!» –, hat auch Lorelais Mutter Emily eine Krise zu bewältigen: Ihr Mann Richard ist gestorben (der Darsteller Edward Herrmann ist seit 2014 tot). Krisensitzung bei den Gilmore Girls? Sicher werden sie ihren ganzen Gefühlswirrwarr in der charmanten Kleinstadt Stars Hollow, in der es nur so von verrückten und wenig hilfreichen Figuren wimmelt, mit dem unerschütterlichen Humor nehmen, den man von ihnen kennt, und sich alles, was sie bedrückt, ebenso schnell wie einfallsreich vom Herzen reden, ohne dabei ihre blitzgescheiten Seitenhiebe auf das Zeitgeschehen zu vergessen. Was man noch wissen muss: Alle drei Ex-Freunde von Rory spielen mit. Und auch Lorelais beste Freundin Sookie, gespielt von Melissa McCarthy, ist wieder dabei. Amy Sherman-Palladino, die Serien-Erfinderin, war bei der letzten (und schwächsten) Staffel nicht mehr verantwortlich – und gibt ihren Girls nun das Ende, das sie vorgesehen hatte.

Bestseller

Belletristik

- 1 (1) **Lucinda Riley: Die Schattenschwester** (Goldmann)
- 2 (–) **Christoph Ransmayr: Cox** (S. Fischer)
- 3 (4) **Sebastian Fitzek: Das Paket** (Droemer/Knaur)
- 4 (5) **Ian McEwan: Nusschale** (Diogenes)
- 5 (10) **Rita Falk: Weisswurst-Connection** (DTV)
- 6 (3) **Elena Ferrante: Meine geniale Freundin** (Suhrkamp)
- 7 (2) **Simon Beckett: Totenfäng** (Wunderlich)
- 8 (7) **Alex Capus: Das Leben ist gut** (Hanser)
- 9 (8) **Martin Suter: Cheers** (Diogenes)
- 10 (–) **Pedro Lenz: Di schöni Fanny** (Cosmos)

Sachbücher

- 1 (2) **Guinness World Records 2017** (Hoffmann und Campe)
- 2 (1) **Nadia Damaso: Eat Better Not Less** (Fona)
- 3 (6) **René Hildbrand: Schweizer Politik zum Lachen** (Weltbild)
- 4 (–) **Guy Van den Langenbergh: Fabian Cancellara** (Werd & Weber)
- 5 (3) **Eckart von Hirschhausen: Wunder wirken Wunder** (Rowohlt)
- 6 (4) **Giulia Enders: Darm mit Charme** (Ullstein)
- 7 (7) **Carel van Schaik, Kai Michel: Das Tagebuch der Menschheit** (Rowohlt)
- 8 (5) **Alexandra Reinwarth: Am Arsch vorbei geht auch ein Weg** (MVG)
- 9 (–) **Klara Obermüller: Spurensuche** (Xanthippe)
- 10 (–) **Alain Sutter: Herzensangelegenheit** (Giger)

Quelle: SBVV/Mediacontrol

Apropos: Satire

Mario Barth ist der populärste Komiker Deutschlands. Mit seinem Brachialhumor füllt er ganze Fussballarenen. Die enorme Massenwirkung macht ihn für viele kulturbeflissene Zeitgenossen suspekt. Nun hat sich dieser Mario Barth erdreistet, Trump-Gegner durch den Kakao zu ziehen. Der Primitiv-Komiker versucht sich als politischer Satiriker! Und erst noch für die falsche Seite! Das musste natürlich sofort abgestraft werden. Erst nahm ihn die ZDF-Satiresendung «Heute-Show» in die Mangel («unglaublicher Trottel»), dann auch noch die SRF-Kulturredaktion: Der Sender fand einen «Experten», der dem erfolgreichsten Komiker im deutschsprachigen Raum in vollem Ernst vorwarf, nicht verstanden zu haben, was Satire ist. Damit zeigte SRF wirklich Humor. Wenn auch unfreiwilligen. (rb)

Kunst

Bogomila und das Skizzenbuch aus Arles

Der neuste Streit unter Van-Gogh-Gelehrten lehrt, dass Experten nicht zu trauen ist. Von Hanspeter Born

Die revolutionärste Entdeckung überhaupt in der Geschichte von van Goghs «Œuvre», sagt Ronald Pickvance von dem Skizzenbuch, das letzte Woche der Welt vorgestellt wurde. Der 85-jährige Ronald Pickvance ist der Doyen der Van-Gogh-Forschung. Sein Wort hat Gewicht.

Die revolutionäre Entdeckerin heisst Bogomila Welsh-Ovcharov, emeritierte Kunstgeschichtspräsidentin an der Universität Toronto und einflussreichste Van-Gogh-Expertin auf dem amerikanischen Kontinent. «Bogomila» – wie sie im Kunstmilieu genannt wird und auch hier heissen soll (man redet auch von «Hillary») –, Kanadierin bulgarischer Herkunft, war in jungen Jahren Schülerin des niederländischen Kunsthistorikers J. G. van Gelder und dissertierte mit einer Arbeit über die Pariser Periode van Goghs. Seither gilt sie als die Kennerin jenes Werks, das der grosse Vincent zwischen 1886 und 1888 geschaffen hat. Sie hat Bücher über van Gogh und seine Zeitgenossen geschrieben. Sie hat im Pariser Musée d'Orsay und im Amsterdamer Van Gogh Museum vielbeachtete Ausstellungen über van Goghs Pariser Zeit kuratiert.

Bogomila verbrachte den Sommer in der Provence. An einem heissen Augustabend 2013 fuhr sie auf Anraten einer Freundin nach Aix-en-Provence, wo Franck Baille, Direktor eines Auktionshauses in Monaco, ihr von einem Fund berichtete, den er gemacht hatte. Fünf Jahre zuvor war er bei einer Jagdpartie darauf aufmerksam gemacht worden, dass eine 74-jährige, in Nordfrankreich lebende Frau – «Madame X» – spannende Tuschskizzen besässe. Als er selbige besah, erinnerten sie ihn an van Gogh, und er begann nachzuforschen. Das Van Gogh Museum, dem er Fotos der Zeichnungen schickte, reagierte höflich ablehnend. Darauf zeigte er Bogomila die Originale. Sie stammten aus einem Buchhaltungsheft, das 65 Tuschzeichnungen enthielt: Porträts, Landschaften, Pappeln, Olivenbäume, Brücken, Häuser. Aus dem Bündel loser, aus dem Buchhaltungsheft herausgerissener Skizzenblätter griff Bogomila wahllos eines heraus, das eine schlanke, einsame Zypresse vor einer

strahlenden Sonne zeigte. Auf einem andern sah sie das Gesicht eines Manns mit Stoppelbart, Strohhut und beiden Ohren. Bogomila war wie vor den Kopf gestossen. Die Zeichnungen waren das Werk van Goghs! Von ihm sind sieben Skizzenbücher erhalten, doch keines davon stammt aus seiner Zeit in Arles. Stand Bogomila vor dem verlorenen achten? Von dessen Existenz war sie überzeugt.

«Ungelenk und geistlos»

Einen Moment lang kamen der Kanadierin dennoch Zweifel. Vielleicht eine Fälschung? Nein. Vincents künstlerische Handschrift, sein Strich, war unverkennbar. Ihre eigene Kennerschaft durch ihre fast fünfzigjährige Vertrautheit mit van Goghs Werk überzeugte Bogomila von der Echtheit der Blätter... *incredible*, unglaublich. Gespür ist gut, Forschungsarbeit besser. Drei Jahre lang studierte sie die Skizzen. Franck Baille hatte von «Madame X» neben dem Buchhaltungsheft auch ein Notizheftchen erhalten. Ein Eintrag darin lautete: «Dr. Rey hat seitens des Malers Vangoghe für M. et Mme. Ginoux verschiedene leere Olivenbüchsen und ein Abwaschtuch mit Farben sowie ein grosses Carnet von Zeichnungen hinterlegt und entschuldigt sich für die Verspätung.» Datum: 22. Mai 1890. Aha! Van Gogh hatte, als er aus der Provence wegfuhr, das Skizzenheft seinem Arzt, Dr. Rey,



Man muss kein Kenner sein, um festzustellen, dass es sich um Fälschungen handelt.

gebracht – der ihn wegen des abgeschnittenen Ohrs gepflegt hatte. Rey brachte es den mit dem Künstler befreundeten Wirtsleuten Monsieur und Madame Ginoux ins «Café de la Gare». Von «Madame X» war zu erfahren, dass ihre Mutter Buchhaltungsheft und Notizblock aus den Trümmern des Cafés gerettet hatte, das 1944 alliierten Bomben zum Opfer gefallen war. «Madame X» hatte es zum 20. Geburtstag geschenkt bekommen.

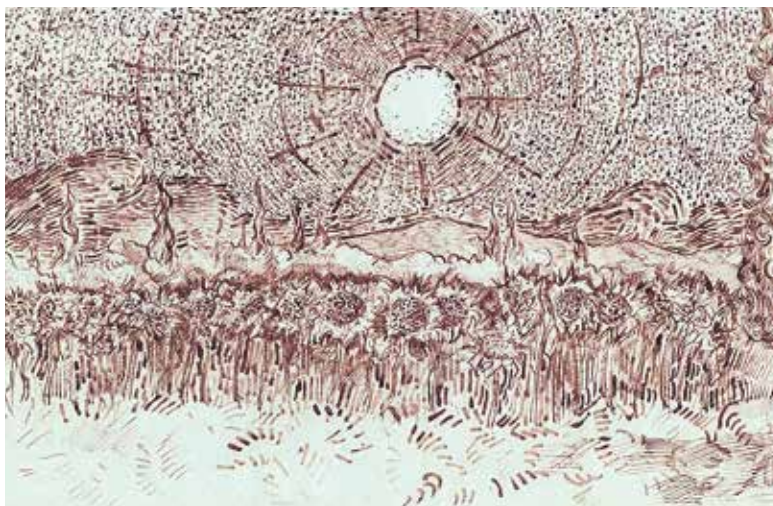
Letztes Jahr war Bogomila mit ihren Forschungsergebnissen so weit, dass sie diese für ein Buch verwerten konnte. Vorher wollte sie noch den Rat eines alten Freundes einholen, jenen von Ronald Pickvance. Er hatte 1984 am Metropolitan Museum in New York die epochale Ausstellung «Van Gogh in Arles» organisiert und dazu auch das gleichnamige

definitive Werk geschrieben. Pickvance, emeritierter Professor an der Universität Glasgow, ist der Van-Gogh-Experte schlechthin. Auf ihn berufen sich Händler, Auktionshäuser und Museen, wenn es darum geht, die Echtheit oder Unechtheit eines van Gogh zugeschriebenen Werks festzustellen.

Bogomila schickte Pickvance Reproduktionen. Dann reiste sie, mit zwölf der Originalzeichnungen im Gepäck, zu ihm nach Gloucestershire. Bogomila erinnert sich an die Reaktion des alten Herrn: «Er begriff sofort. Er schaute sich die Zeichnungen an. Dann sagte er: <Oh, oh, Bogomila ... Du musst dies publizieren. Bring das Buch heraus, bevor ich sterbe! Get the book out!» Und sie tat es. Zwei berühmte Verlags-häuser, die Pariser Edition Seuil und Abrams in New York, waren glücklich, Bogomilas Buch publizieren zu dürfen. Die französische Version wurde von dem in Paris lebenden Schweizer Schriftsteller Bernard Comment betreut.

Letzte Woche präsentierten Comment, Franck Baille und Bogomila Welsh-Ovcharov in Paris den internationalen Medien die Sensation, «Vincent van Gogh – Das Skizzenbuch aus Arles». Reden, Videos, Apéro. Mitten in die Veranstaltung platzte ein Communiqué des Van Gogh Museums in Amsterdam: Die Experten des Museums hätten die Zeichnungen bereits 2008 und 2012 geprüft, und sie sähen keinen Grund, ihre Meinung zu ändern; es seien Nachahmungen von van Goghs Arbeiten. Stil, Technik, die Tusche seien nicht von van Gogh. Man sehe nichts von jener künstlerischen Entwicklung, wie man sie bei van Goghs Arbeiten zwischen Mai 1888 und Mai 1890 beobachten könne. Dazu kämen zahlreiche topografische Fehler. So ist das Wärterhaus bei der berühmten Langlois-Brücke auf der falschen Kanalseite. Der Stil des Zeichners sei «monoton, ungelenkt und geistlos».

Der Verlag Seuil blieb ungerührt. Der Herausgeber Bernard Comment, unser Schweizer Romancier, meinte, es sei nicht das erste Mal, dass das Van Gogh Museum sich täusche. Womit er, nebenbei gesagt, recht hat. «Es gibt einen Tempel» erklärte er, «und es hat Tempelwächter, die sind unvermeidlich.» Womit



Sonnenblumen wenden sich von der Sonne ab: Bogomila, Skizze.

er auch recht hat. Die Reaktion aus Amsterdam erkläre sich durch «Rivalität und Neid». Womit er halb recht hat. Bogomila telefonierte mit Pickvance. Beide halten daran fest: Die Zeichnungen sind echt.

Ich habe das Buch angesehen. Man muss kein Kenner sein, um festzustellen, dass es sich um Fälschungen handelt. Auf einer Skizze sieht man eine Sonne mit vielen Strahlen und davor ein Sonnenblumenfeld – typisches Van-Gogh-Sujet. Nur dass hier die Sonnenblumen sich von der Sonne abwenden, was sie in der Natur bekanntlich nicht tun. «Sym-

pa[thisch], wie sie sich zu Vincent drehen, damit er sie malen kann», spottet Benoit Landais, der weltbeste Kenner des Werks des Malers (und mein guter Freund). Auch andere Skizzen wie das angebliche Selbstporträt auf dem Buchdeckel: sehr schwach.

Wie konnten Kunsthistoriker von Rang wie Pickvance und Bogomila die läppischen Zeichnungen der «Madame X» für echt erklären? Sie glaubten, was sie glauben wollten. Unter der Sonne gibt es nichts Neues. Vor über achtzig Jahren hielt ein Nachtclubtänzer namens Otto Wacker mit gefälschten, minderwertigen «van Goghs» die grössten Spezialisten der Zeit zum Narren.

Einst ein Herz und eine Seele

Bogomila und Pickvance sagen ja, das Van Gogh Museum sagt nein. Jetzt haben wir das Duell «Experten gegen ein Museum» (*New York Times*). Pikant ist, dass die feindlichen Lager – das eine vertreten durch Bogomila und Pickvance, das andere durch Louis van Tilborgh, Senior Researcher am Van Gogh Museum und neuerdings ebenfalls mit Professorenhut – einst zusammen ins Gefecht zogen. So 1987, als Pickvance und van Tilborgh in einem gemeinsamen Gutachten (an dem auch Walter Feilchenfeldt mitarbeitete) ein van Gogh zugeschriebenes Sonnenblumenbild für echt erklärten, das dann zum Weltrekordpreis versteigert wurde...

Die «14 Sonnenblumen» heute in Tokio, sind das Werk des Fälschers Emile Schuffenecker. Dieser Zeitgenosse van Goghs hat auch den «Jardin de Daubigny mit Katze» (heute im Kunstmuseum Basel), den «Mann mit der Pfeife» (Kunsthaus Zürich) und die «Arlésienne mit Büchern» (in einem New Yorker Museum) gemalt. Bogomila, Pickvance, das Van Gogh Museum in der Person von van Tilborgh halten diese Fälschungen unisono für das Werk van Goghs. Dr. Feilchenfeldt ebenfalls. Einst waren diese Koryphäen ein Herz und eine Seele. Jetzt liegen sie sich wegen angeblicher Van Gogh-Zeichnungen in den Haaren, die jemand fälschte, der dümmel war und weniger Talent hatte als der brave Schuffenecker.

Bogomila Welsh-Ovcharov: Vincent van Gogh. Das Skizzenbuch aus Arles. Knesebeck. 280 S., Fr. 88.90

Eine Mutprobe

Wenn Dominic Deville am Freitag mit seiner Late-Night-Show bei SRF wieder auf Sendung geht, gilt es, ein besonderes Augenmerk auf die Person am Bühnenrand zu legen: den brillanten Komiker und Liedermacher Manuel Stahlberger. *Von Rico Bandle*



«Ich will nicht lustig sein»: Liedermacher und Komiker Stahlberger.

Eigentlich passt er überhaupt nicht ins Fernsehen. Zu sperrig ist er für dieses Medium, zu langsam, zu wenig der Pointendreher. Und trotzdem ist er da genau richtig: Manuel Stahlberger, der Sidekick am Bühnenrand in der SRF-Late-Night-Show «Deville». Zwar ist er da bloss eine Nebenfigur, doch allein schon für diese lohnt es sich, am Freitag bis kurz vor Mitternacht aufzubleiben oder die Sendung zu genehmerer Zeit im Internet anzusehen.

Namensgeber der Late-Night-Show ist der gelernte Kindergärtner Dominic Deville. Ein hyperaktiver Brachialkomiker, ein Mann, der ständig auf Speed zu sein scheint, ein unzählbarer Haudegen. Am Freitag geht es los mit der zweiten Staffel, eine dritte ist bereits in Auftrag gegeben. «Deville» soll dereinst die Lücke ausfüllen, die «Giacobbo/Müller» hinterlässt, so die Hoffnung am Leutschenbach. In der ersten Staffel wusste Dominic Deville durchaus zu gefallen, wobei die Qualität der Witze bei weitem nicht mit der Energie Schritt halten konnte, die der Komiker auf die Bühne brachte.

Als äusserst geschickter Schachzug, vielleicht sogar als Schlüssel zum Erfolg, hat es sich hingegen erwiesen, den brillanten St. Galler Liedermacher und Komiker Manuel Stahlberger einzubeziehen – einen Mann notabene, der mit seiner sanften Art genau die gegenteiligen Charaktereigenschaften des Punk-Komikers Deville aufweist.

Ein Stadtoriginal

Stahlberger ist eine Ausnahmerecheinung in der hiesigen Kulturszene. In St. Gallen hat er den Status eines Stadtoriginals erlangt: Jeder kennt in da; tritt er in seinem Heimtheater auf, der St. Galler Kellerbühne, bleibt kein Platz leer. Bereits als Gymnasiast sorgte er im Duo Mölä und Stahl für Furore. Mit seinem Bühnenpartner sang er absurde Lieder auf Berndeutsch dermassen perfekt, dass selbst Berner nicht merkten, dass es sich um eine Parodie handelte. 2002 löste sich das Duo auf, und Stahlberger wechselte in seinen Stammdialekt. Mit dem Resultat, dass die Sympathiewerte des sonst wenig beliebten Sanktgallerdeutsch in der Restschweiz signifikant anstiegen.

Zur Popularität Stahlbergers in der Ostschweiz trug auch seine Arbeit als Comiczeichner bei. Im Kulturmagazin *Saiten* publizierte er jahrelang einen Comicstrip, der die Befind-

lichkeit der Stadt messerscharf abbildete. Hauptperson war Herr Mäder, ein unscheinbarer Einzelgänger mit Schnauz, der zufälligerweise immer zur richtigen Zeit genau da war, wo etwas Wichtiges vor sich ging. Er war ein stiller Aussenseiter, hinter dessen biederer, kleinbürgerlicher Fassade eigentlich ein rebellischer Geist steckte.

Obschon sich Stahlberger längst von Herrn Mäder verabschiedet hat – man erkennt die Kunstfigur auch bei ihm sofort wieder. Fast alle seine Lieder sind aus der Mäder-Perspektive geschrieben und vorgetragen: jener eines unbeteiligten Beobachters, der kleinen, alltäglichen Begebenheiten ungeahnte Bedeutung einräumt. Stahlberger bleibt mit seinem Fokus auf das Alltägliche der Schweizer Komikertradition eines Emil Steinberger oder Alfred Rasser treu: Im Land der Konkordanz macht man sich nicht über die Obrigkeit lustig, sondern auf lebenswerte Weise über die eigene Bünzligkeit. Bloss ist Stahlberger melancholischer, unnahbarer, nachdenklicher als alle anderen. Auf seiner letzten CD zum Beispiel besingt er in «Familieferie in Schwede» die Tragik eines Urlaubs mit Kindern, die schon lange nicht mehr mit den Eltern in die Ferien möchten. «Sie hend sich verfare, scho lang vor dene Ferie / und jetzt sitzed sie do im Gstrüpp ide Heidelbeeri.» Auf die befreiende Pointe wartet man vergebens.

Er zerlegt die Welt in Einzelteile

In «Deville» hat Stahlberger jeweils einen kurzen Soloauftritt. Normalerweise zeigt er von seinem Tischchen am Bühnenrand aus in trockenem Ernst eine seiner absurden Powerpoint-Präsentationen. Auch da geht es in erster Linie darum, «Dingen eine Wichtigkeit zu geben, die es nicht verdient zu haben scheinen», wie er es formuliert. Das kann durchaus spielerisch geschehen, zum Beispiel, wenn er mit Jasskartenfiguren – Schellen-Ober, Rosen-König et cetera – ein Kammerpiel vorführt.

Im Land der Konkordanz macht man sich auf lebenswerte Weise über die eigene Bünzligkeit lustig.

Stahlberger zerlegt die gewohnte, allen bekannte Welt in ihre Einzelteile – und setzt sie völlig neu zusammen.

Seit einigen Jahren ist Stahlberger nicht mehr nur mit Soloprogramm auf Kleinkunsth Bühnen unterwegs, sondern auch mit eigener Band in Konzerthallen. Der melancholische, manchmal auch psychedelische Mundart-Elektropop, den er mit ernster Miene vorführt, hört sich an wie eine Parodie auf den Vorstadt-Techno, trotzdem ist er zutiefst berührend. Sein Bühnencharakter – der lebenswürdige, etwas schüchterne Aussenseiter, der ungenau auf die Bühne tritt – ist nicht bloss

Kunstfigur: Stahlberger ist kein Mensch, den ein überbordendes Ego ins Scheinwerferlicht zieht. Im Gegenteil. «Es braucht immer etwas Überwindung», sagt er. In seinem neusten Bühnenprogramm führt er zur Überraschung des Publikums einen ausgelassenen Disco-Tanz im Stroboskop-Blitzgewitter vor. Wie kommt der schüchterne Künstler auf so etwas? «Dieser Tanz ist eine Mutprobe», sagt er. Bei den ersten Vorstellungen sei er deswegen unglaublich nervös gewesen. «Während des Spielens gab es für mich vor dem Tanz und nach dem Tanz. Die Erleichterung war immer riesig, als er vorbei war.»

Banales unter dem Vergrößerungsglas

Eine bescheidene Persönlichkeit, wie nicht so recht für die Bühne geschaffen, brilliert im Rampenlicht – im Zeitalter, wo jeder Teenager meint, zum Popstar oder zum Model geboren zu sein, ist Stahlberger eine sympathische Ausnahmeerscheinung. Bei ihm zählt die herausragende Beobachtungsgabe, die er in grossartigen Liedtexten zum Ausdruck bringt. Seit der Zürcher *Tages-Anzeiger* ihn deswegen einmal mit dem grossen Berner Liedermacher Mani Matter in Beziehung gesetzt hat, kommt dieser Vergleich immer wieder auf. Er ist falsch. Zwar setzen beide Alltäglich-Banales unter Vergrößerungsglas. Aber damit enden dann schon die Gemeinsamkeiten. Mani-Matter-Lieder sind eingängig, jedes Kind kann sie nachsingen. Stahlberger hingegen produziert keine Ohrwürmer, mitzusingen ist kaum möglich; die Stimmung, die er erzeugt, ist ebenso wichtig wie der Text. Er selbst sieht den grössten Unterschied darin, dass Matters

Geschichten immer ein Ende, eine Moral haben. Seine nicht. Er besingt einen Zustand, eine Situation. «Lüthis hend gmerkt ihri Wänd sind z kahl», heisst zum Beispiel ein Lied, in dem es dann doch zu einer ehelichen Eskalation kommt. Auch eine politische Botschaft ist kaum je herauszuhören – auf der neuen CD am ehesten noch aus einem Lied, in dem er den Stau besingt, der alle Klassenunterschiede einebne.

Wie merkt er eigentlich, ob seine Lieder, seine Geschichten lustig sind? «Gar nicht. Sie sind ja oft gar nicht lustig, das ist auch nicht das vorwiegende Ziel», sagt er. Überhaupt entferne er sich zusehends von der Kleinkunstszenen, die ihn gross gemacht und auch schon mit bedeutenden Preisen ausgezeichnet hat. Er passe nicht mehr so gut da hin, sagt er. Doch auf die Showbühne der Musikclubs passt er auch nicht wirklich. Ins Fernsehen erst recht nicht. Zuweilen zweifelt er ganz an sich selbst. «Manchmal denke ich, mein Beruf passt nicht zu meinem Naturell», sagte er kürzlich der Zeitschrift *Annabelle*. Genau das macht ihn aus. Egal, auf welche Bühne er sich begibt, Stahlberger ist in seiner trockenen Art ein wohl-tuender Querschläger.

«Deville», Freitag, 23.45 Uhr, SRF 1.

Manuel Stahlberger am Arosa-Humor-Festival, 11. Dezember. Weitere Tourneedaten: www.manuelstahlberger.ch

OPTIMAL GEWASCHENE LUFT FÜR GESUNDHEIT UND WELLNESS

6 VON VIELEN GRÜNDEN WARUM SIE EINEN VENTA BRAUCHEN

NEIN ZU			JA ZU		
					
FILTERMATTEN	ERKÄLTUNGEN	KOPFSCHMERZEN VON TROCKENER LUFT	OPTIMALER LUFT IM KINDERZIMMER	GESUNDEN PFLANZEN	WELLNESS FÜR DIE HAUT



MADE IN GERMANY

Weitere Infos und
14 Tage kostenloser Test
☎ **041 781-1515**
www.venta-luftwaescher.ch



RAUMLUFTEXPERTEN SEIT 1981

Balzacs Medienkritik

Der französische Romancier Honoré de Balzac rechnete in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts erbarmungslos mit der Presse ab. Sein Text wirkt erfrischend aktuell. *Von Rolf Hürzeler*



Liess zeitlebens keinen Streit aus: Honoré de Balzac.

Die Spezies Chefredaktor mochte er am besten: «Dieser Rattenfänger jeder Zeitung tritt als ihre Seele auf, und die Redaktoren machen einen ungeheuer wichtigen Mann aus ihm.» Das hatte der französische Schriftsteller Honoré de Balzac im Jahr 1843 beobachtet, als sich der bürgerliche Staat unter König Louis-Philippe etablierte. Der sensible Balzac, der zeitlebens keinen Streit ausliess, fühlte sich als Opfer der Presse und schrieb sich das wunde Herz gesund in einem kleinen Band mit dem Titel «Von Edelfedern, Phrasendreschern und Schmierfinken». Der Text erscheint nun erstmals auf Deutsch und ist so aktuell wie damals.

«Zeilenangler»

Im Sinne des skandinavischen Naturforschers Carl von Linné unterteilte Balzac (1799–1850) die journalistischen Charaktertypen in Klasse, Ordnung und Gattung. «Der Kritiker: von altem Schrot und Korn» bis hin zu «den kleinen Journalisten». Diese «kleinen» sind das Gegenstück zum Chefredaktor: «Fast alle Anfänger, mehr oder minder Dichter, wieseln durch diese Blätter und träumen von leitenden Positionen.» Exemplare dieser Gattung wiederum entwickeln sich weiter zum «Mann fürs Grobe», zum «Spötter» oder «Zeilenangler».

Am meisten stachen Balzac, einem kämpferischen Anhänger der Monarchie, jedoch die

«Publizisten» in die Nase, unter denen er politische Journalisten verstand: «Der Mann kommt auf keine zwei Gedanken: Als gehobener Kader wäre er nicht fähig, die Strassenreinigung zu verwalten.» Balzac musste eine ziemliche Wut in seinem wohlgerundeten Bauch verspürt haben, als er sich solchermassen austobte. Tatsächlich ertrug dieser intellektuelle Scharfrichter keine Kritiker und reagierte äusserst pikiert, wenn sie seine Werke nicht gebührend feierten. So trug er heftige Gefechte gegen Widersacher wie den Literaturkritiker Charles-Augustin Sainte-Beuve aus, der Balzacs Romane für «Fliessbandliteratur» hielt und notierte: «Wir möchten nicht anfügen, dass er bereits Zeit gehabt hat, zu sterben, trotz der weiteren fünfzig Romane, die er sich noch zu veröffentlichen anschickt.» Wer das in der Presse über sich liest, ist auf Zeitungen kaum sehr gut zu sprechen.

Die im Manesse-Verlag herausgekommene Abrechnung Balzacs mit den Schreiberlingen hat der Herausgeber und Übersetzer Rudolf von Bitter sinnvollerweise in den politischen wie ökonomischen Zusammenhang jener Zeit gestellt. So erlebte Balzac das damalige Wachstum des Zeitungsmarkts: «Mit dem neuen Jahrhundert kam die von Friedrich Koenig entwickelte Schnellpresse auf», konstatiert von Bitter, und die Pressefreiheit erfuhr nach der

Restauration Lockerungen. Die neuen Freiheiten luden geradezu zum journalistischen Boulevard ein. Mit den heute noch bekannten publizistischen Eigenheiten, die schon Balzac amüsierten: «Den Quark, der sich täglich am Kopf einer Zeitung befindet, bezeichnet man als Aufmacher.»

Im Schlamm des Intimen

Das war allerdings alter Quark, wie Balzac vielleicht nicht ganz bewusst war. Denn noch im 18. Jahrhundert, in den letzten Jahren der Monarchie, war das Land von kommerziellen und politischen Blättern überschwemmt worden, wie der britische Hochschullehrer Faramerz Dabhoiwala in seinem Buch «Lust und Freiheit» schreibt: «In den 1760er Jahren begannen französische Schriftsteller von London aus, eine Flut von verunglimpfenden und pornografischen Schriften gegen die französische Kirche und Regierung zu veröffentlichen.» Einige Autoren waren «von der Geldgier» getrieben, andere waren Überzeugungstäter. In jedem Fall war die moralische Legitimität der Monarchie damit in Frage gestellt. Dabei hatten die französischen Exilanten englische Vorbilder. Diese kannten im 18. und 19. Jahrhundert keinerlei Scham, im Schlamm des Intimen zu wühlen. So ergötzte sich damals das Publikum am liebsten an den Memoiren von Mätressen, die ohne Rücksicht auf Rang und Namen ihre Liebhaber in Büchern und Zeitungsartikeln blossstellten: Notorisch war etwa eine gewisse Margaret Leeson, die gleich drei Bände mit schlüpfrigen Erinnerungen füllte, deren hübscheste Details in der Presse verbreitet wurden.

Im Frankreich des Bürgerkönigs Louis-Philippe im 19. Jahrhunderts fand zwar dieser Journalismus ebenso Anklang, Balzac schwieg sich aber in seinem Pamphlet über solche Exzesse aus. Dafür machte er Jagd auf die schon damals verbreitete Zeitungsente: Als ein schönes Beispiel führte er die Schweizer Fahrende Clara Wendel an, die zwanzig Morde, vierzehn Brandstiftungen und mehr als 1500 Diebstähle begangen haben soll: «Da hat sich die reinrasige Ente in atemberaubende Höhen aufgeschwungen», schreibt Balzac über die Zeitungen, die in den 1820er Jahren den Lesern Wendels angebliche Schandtaten kommentarlos aufstichteten.

Was kümmerte das die damaligen Chefredaktoren? Für sie seien einzig der Erfolg ihrer Blätter und ihre persönliche Karriere wichtig gewesen, schrieb Balzac über seine bevorzugte Spezies: «Der Ehrgeizige gründet eine Zeitung, weil er sich für ein politisches System einsetzen will, von dessen Erfolg er etwas hätte, oder weil er Politiker werden will.»

Honoré de Balzac: Von Edelfedern, Phrasendreschern und Schmierfinken – Die schrägen Typen der Journalaille. Manesse. 317 S., Fr. 28.90

Schamlos

In seinem jüngsten Roman rechnet der peruanische Nobelpreisträger Mario Vargas Llosa höchst unfair mit seinem ewigen politischen Feind ab. Trotzdem ist «Die Enthüllung» ein spannendes Buch. Von Alex Baur

Das Drama spielt in den 1990er Jahren. Die peruanische Megalopolis Lima ächzt unter dem Terror marxistischer Guerillas und kommuner Krimineller. Vor allem die kleine weisse Oberschicht fürchtet sich vor Bomben und Entführungen. Doch es gibt noch eine zweite, nicht minder perfide Bedrohung: Klatschblätter, die im Dienste des korrupten Geheimdienstchefs Vladimiro Montesinos mit perversen Gerüchten, hinterhältigen Intrigen und Pseudo-Enthüllungen Existenzen zerstören. Hemmungslos verbreiten sie Halbwahrheiten aus der Intimsphäre angesehenen Bürger, um diese aus dem Weg zu räumen oder zu erpressen. Kurzum: Die Nation steht vor dem moralischen Bankrott.

Diese beiden Plagen waren real im letzten Jahrzehnt des letzten Jahrhunderts, das vom autoritären Regime des Alberto Fujimori geprägt war. Trotzdem verzerrt Mario Vargas Llosa die peruanische Realität in seinem jüngsten Roman auf nachgerade schamlose Weise: Er verknüpft zwei Übel, die nichts miteinander zu tun hatten. Der Terror der Guerillas stand am Anfang jener Dekade, der Psychoterror des diabolischen Vladimiro Montesinos prägte erst die Endphase. Dazwischen stand eben das Regime von Alberto Fujimori, welches den Terrorismus weitgehend besiegte und dem Land eine wirtschaftliche und soziale Stabilität bescherte, die bis heute andauert.

Literat, nicht Chronist

Warum Vargas Llosa trickst, ist offenkundig: Er missgönnt seinem ewigen politischen Widersacher Fujimori dessen unbestreitbare Meriten. Das ist unredlich und verdiente die rote Karte. Zumal der Autor in seinem obsessiven Hass gegen den Japaner schon früher vor keiner Gemeinheit zurückschreckte (etwa im «Bösen Mädchen»). Die literarische Höchststrafe wäre angebracht: Man müsste das Machwerk ignorieren. Trotzdem sei Vargas Llosa, einmal mehr, verziehen. Die Geschichte, der Plot, die Personen – das alles ist so überraschend und treffend, dass man das Buch mit Spannung liest, selbst im Wissen um den fundamentalen Mangel.

Aber Vargas Llosa wird schliesslich nicht als Chronist oder Politiker gefeiert, sondern als

Literat, der seine Freiheit schon immer schamlos ausgekostet hat. Und bei aller Kritik: Einmal mehr ist es dem Peruaner gelungen, die zutiefst rassistisch gespaltene Gesellschaft seiner Heimat ohne moralische Wertung präzise und mitleidlos zu porträtieren. Ob man zu den *pitucos* gehört, der überwiegend weissen Oberschicht, oder zu den *cholos*, der grösstenteils indianischen Unterschicht, ist nicht nur eine Frage der Herkunft, sondern vor allem des Geldes. Diese beiden Schichten leben zwar eng aufeinander, doch wie Öl und Wasser würden sie sich nie und nimmer vermischen.



Mario Vargas Llosa.

Vargas Llosa hat die seltene Fähigkeit, in beide dieser zwei unversöhnlichen Welten einzutauchen und sie von innen her intim zu beschreiben. Als Europäer stellt man sich natürlich instinktiv auf die Seite der vermeintlich Unterdrückten. Doch so einfach sind die Dinge nicht. Letztlich kämpft jeder auf seine Weise ums Überleben im Zehn-Millionen-Moloch Lima. Die niedrigen Beweggründe wie Eigennutz, Missgunst oder Ranküne sind über die sozialen Klassen hinweg gleichermassen verteilt wie die

guten, Intrigen und Lügen gibt es hüben wie drüben, allerdings auch noble Gesten und ehrenwerte Prinzipien, wo man sie vielleicht am wenigsten erwartet hätte.

Wie bei vielen Romanen von Vargas Llosa gibt es mehrere Erzählstränge, die als eigenständige Geschichten beginnen und sich schliesslich zu einem Strang vereinen. Man ahnt es von Anfang an, die Irrungen und Wendungen kommen trotzdem immer wieder unerwartet. Der Plot sei hier nicht verraten. Nur so viel: Im Zentrum steht ein millionenschwerer Unternehmer, der wegen einer Sex- und Drogenorgie von einem Revolverblatt gnadenlos an den Pranger gestellt wird. Später taucht noch eine mysteriöse Leiche auf, man vermutet bald einmal, dass der Auftrag von ganz oben kam. Am Ende kommt dann doch vieles anders, als man denkt.



Mario Vargas Llosa:
Die Enthüllung. Suhrkamp.
301 S., Fr. 35.90

New and old Gospel

Von Peter Rüedi

Ellery Eskelin, geboren 1959, aufgewachsen in Baltimore und seit 1983 in New York ansässig, ist ein Tenorsaxofonist, der das Ganze im Blick hat. Er ist ein freier Improvisator, auch wenn sein Spiel zu strukturiert und organisiert ist, als dass die Bezeichnung Free Jazz nur schon auf diesen Teil seines Schaffens zuträfe. Vor allem aber ist er neben seinen thematisch ungebundenen Aktivitäten ein Bewunderer der ganzen Jazztradition, und so läge die Vermutung nah, dass der Titel seiner jüngsten CD, «Sensations of Tone», von der Dominanz inspiriert sei, welche die Tonqualität im Jazz hat, der Sound als solcher. Mit Erstaunen lesen wir dann in den *liner notes* aus Eskelins Feder, dass er sich stattdessen auf ein altes Grundlagenwerk des Deutschen Hermann von Helmholtz aus dem Jahr 1863 bezieht, das sich zunächst mit der Unterscheidung von Klang und Geräusch befasst und dann mit der Frage, wie ein und dasselbe klangliche Rohmaterial (Ton) «so viele unterschiedliche Effekte (Empfindungen) hervorrufen kann, je nach Kombination, Kontext und Assoziation». Das lässt sich zwar auch auf die Doppelnatur dieser CD anwenden, auf Eskelins Strategie, immer eine frei improvisierte Nummer mit einem traditionellen *tune* zu konfrontieren, so weit zurückliegenden Oldies wie Jelly Roll Mortons «Shreveport Stomp», dem von Benny Goodman zum Hit beförderten «China Boy», Bennie Motens «Moten Swing» und Fats Wallers «Ain't Misbehavin'», allesamt für üppigere Instrumentierung geschrieben und somit in der Interpretation durch ein pianoloses Trio (Eskelin, der Schweizer Bassist Christian Weber und der deutsche Drummer Michael Griener) um eine reizvoll fragmentarische neue Dimension bereichert. Tatsächlich ist Eskelin anzuhören, dass er sich intensiv mit der Klangkultur der alten Tenor-Monumente – Coleman Hawkins, Chu Berry, Herschel Evans, Buddy Tate, Gene Ammons etc. – auseinandergesetzt hat. Aber er kopiert nicht, sondern rückt sie in einen ganz neuen Zusammenhang. Mit einem Klassiker von Jackie McLean zu sprechen: «New and Old Gospel».



Eskelin, Weber, Griener:
Sensations of Tone.
Intakt-CD 276/2017

Abgrund von Täuschung und Betrug

Moral- und Tugendwächter fordern immer schärfere Kontrollen und Anti-Doping-Gesetze. Doch der Kampf um Chancengleichheit scheint aussichtsloser denn je. Zu viele Interessen sind mit diesem Spiel verlinkt. *Von Peter Hartmann*

Der Sportartikel-Riese Adidas kappt seinen Sponsoring-Beitrag an die deutsche Anti-Doping-Agentur. Das Almosen ist kaum der Rede wert. Der Konzern mit den drei Streifen, der in diesem Jahr einen Umsatz von 20 Milliarden Euro und eine Milliarde Gewinn erwartet, hatte bescheidene 300 000 Euro pro Jahr für die nationale Dopingfahndung abgezweigt.

Doch das Signal blinkt unmissverständlich: Der hehre Kampf gegen den Drachen Doping kann als gescheitert gelten. Florierende Märkte, auch Russland, das von den letzten Olympi-



schen Spielen in Rio de Janeiro ausgeschlossen blieb, sind für die Wirtschaft wichtiger als das idealistische Reinheitsgebot, das Sportverbände und Medien hochzuhalten versuchen.

Amphetamin und Cognac

Putins Cyber-Gegenspieler reagierte postwendend. Ein «Fancy Bear» (lustiger Bär) hackte den Computer der World Anti-Doping Agency (Wada) und enttarnte eine hochpeinliche Wirklichkeit: die Leistungssteigerung per Rezept, ärztlich bemanteltes und abgesegnetes Doping. Demnach wird das amerikanische Turnschätzchen Simone Biles, 19, schon seit vier Jahren täglich mit 0,15 Milligramm Amphetamin medizinisch versorgt gegen die Schmerzen der sechsstündigen Trainingsfolter.

Diese Ausnahmegewilligung und Quasi-Lizenz zum Dopen wird TUE genannt (für

«Therapeutic Use Exemption»). Haarsträubend ist, dass die Ärzte dem US-Teenager, der in Rio viermal Gold gewann, ein Aufputzmittel verschrieben haben, das im Sport als ausgerottet galt, weil leicht nachweisbar. Der britische Radrennfahrer Tom Simpson starb in der Tour de France 1967 am Mont Ventoux an einer Mixtur aus Amphetamin und Cognac. Dieser Schock hatte die Sportwelt aufgerüttelt, und seit 1968 wird Dopen als Delikt verfolgt und bestraft.

Amphetamin fand jedoch Eingang in die amerikanische Armee. Veteranen des Vietnamkriegs berichteten, wie sie für 48-Stunden-Einsätze mit einer Taschenapotheke ausgestattet worden waren, die Schmerzmittel und das Stimulans Dexedrin enthielt. Ausserdem bekamen sie Steroid-Injektionen. Nach den Frontkämpfen wurden sie mit Sedativen ruhiggestellt. Durch diesen Behandlungszyklus verringerten sich die psychischen Zusammenbrüche der Soldaten markant. Dafür kehrte aus dem Krieg ein Heer von Drogenabhängigen zurück.

Zurück in die Gegenwart: Aus den gehackten Wada-Akten geht hervor, dass die kleine Simone Biles auch mit Methylphenidat (MPH) behandelt wird, einem Appetitzügler und Medikament gegen das Aufmerksamkeitsdefizit- und Hyperaktivitätssyndrom. Das federleichte Supergirl war für das TV-Network NBC und das US-Publikum die Hauptattraktion der mit 1,23 Milliarden Dollar Fernsehrechten bezahlten Selbstfeier aus Rio.

Mit der verdunkelten Medikation seiner Stars kehrt der moderne Hochleistungssport gewissermassen zu seinen Wurzeln zurück, zur rührenden Geschichte des guten Menschen Harold Connolly, des amerikanischen Hammerwerfers und Olympiasiegers 1956 in Melbourne. Connolly litt an den Folgen einer Kinderlähmung, sein linker Arm war kürzer und schwächer als der rechte. Der Arzt John B. Ziegler behandelte ihn mit dem anabolen Steroid Metandienon, späterer Markenname Dianabol, das er selber synthetisiert hatte und dessen Formel er an Ciba-Geigy in Basel verkaufte. Zuerst wurden schwerverwundete amerikanische Soldaten aus dem Koreakrieg damit aufgepäppelt. Bei Connolly bewirkte es eine wunderbare Muskel- und Kraftzunahme. Er wurde trotz seines Handicaps zum *superman* der Spiele und eroberte im Olympischen Dorf das Herz der schönen tschechoslowakischen Diskus-Olympiasiegerin Olga Fikotová.

In den sechziger Jahren hatten die meisten Werfer und Zehnkämpfer internationalen Formats Erfahrungen mit Dianabol. Auch an der Eidgenössischen Turn- und Sportschule in Magglingen experimentierten Spitzenathleten unter ärztlicher Aufsicht mit dem fabelhaften Stoff, der ihre Muskeln und ihr Selbstbewusstsein anschwellen liess. Aber manche konnten vor Kraft kaum noch laufen. Eine hohe Verletzungsanfälligkeit war die Kehrseite des Leistungsgewinns. Anabolika wurden 1974 auf die Verbotsliste gesetzt.

«High Hitler»

Wegen negativer Nebenerscheinungen wie Leberschäden, Akne, aufgedunsenen Gesichtszügen, unfruchtbaren Spermien stellte Ciba-Geigy die Produktion von Dianabol im Jahre 1982 ein. Bis heute wird der Schwarzmarkt von Anabolika-Nachahmerprodukten und Designer-Steroiden überschwemmt, die vor allem in Bodybuilder-Kreisen und Kraftstudios gefragt sind. Wettkampfsportler griffen zum Wachstumshormon THG, das lange nicht nachweisbar war, und zum männlichen Sexualhormon Testosteron, das vor allem Frauen zu enormen Leistungssprüngen verhalf.

In den achtziger Jahren entdeckten zuerst die Velorennfahrer Epo (Erythropoetin), ein blutbildendes Hormon, dessen künstliches Derivat erst 2000 von der körpereigenen Substanz unterschieden werden konnte. Ein fantastischer Stoff: nur vier Tage lang auffällig, aber wochenlang wirksam. Noch heute wird er häufig verwendet in massgeschneiderten Kleindosierungen.

Der endemisch verseuchte Radsport mit seinen immer wiederkehrenden Skandalen diente den andern Sportverbänden als Blitzableiter. Der grosse Verblender Sepp Blatter lieferte mit der absurden Behauptung «Doping bringt im Fussball nichts» eine gerne genutzte Steilvorlage zur Verharmlosung.

Die Urmutter des Dopings aber ist seit der Nazizeit Deutschland; dann wurde es in der DDR, parallel auch in der Bundesrepublik praktiziert. Die Fussball-Weltmeister 1954 erkrankten an Gelbsucht – wegen verunreinigter Spritzen unbekanntem Inhalts. Die ersten Dopingtoten wurden im Westen beerdigt, der Boxer Jupp Elze und die Siebenkämpferin Birgit Dressel. In Deutschland sitzen heute auch die vehementesten Moral- und Tugendwächter. Aus der Einsicht, dass der Polizist der wirksamste Dopingbekämpfer ist, gilt dort seit diesem Jahr das schärfste Anti-Doping-Gesetz



«Der totale Rausch»: Reichskanzler Adolf Hitler gratuliert den siegreichen Kugelstössern, 1936.

weltweit. Auch den Sportlern, nicht nur den Händlern und Lieferanten, drohen Freiheitsstrafen bis zu drei Jahren.

In der Schweiz ist die ordentliche Justiz allein für den illegalen Medikamentenhandel zuständig. Dope Sportler werden hingegen von den Verbänden sanktioniert. Wie der Autor Norman Ohler in seinem Buch «Der totale Rausch – Drogen im Dritten Reich» beschreibt, war Berlin in seinem «toxikologischen Taumel» der Zwanziger- und Dreissigerjahre die «Experimentierhauptstadt Europas». Im Zweiten Weltkrieg wurde die Wehrmacht mit der «Wunderpille» Pervitin aufgepeppt, die der Chemiker Dr. Fritz Hauschild entwickelt hatte. Wahrscheinlich waren schon bei den Olympischen Spielen 1936 in Berlin deutsche Athleten mit Pervitin gedopt. Der Diktator Adolf Hitler war, wie Ohler mit der Patientenakte des «Führers» aus der Praxis des Leibarztes Theodor Morell belegt, ein abhängiger Polyttoxikomane – ein Junkie. Aus «Heil Hitler!» wird nachträglich ein «High Hitler».

Hauschild's Pervitin ist heute unter der Bezeichnung Crystal Meth eine beliebte Partydroge. Der Wissenschaftler selber gilt als Schlüsselfigur beim Aufbau des totalen Staatsdopings in der DDR, das die Überlegenheit des politischen Systems untermauern sollte. In der Bundesrepublik etablierte sich eine vom fragwürdigen Sportmediziner Professor Joseph Keul gesteuerte Befürworterbewegung mit Zentrum an der Universität Freiburg im Breisgau. Makabrer Höhepunkt: die hemmungslose Verherrlichung des Telekom-Radteams und des von Freiburger Medizinern gedopten Leaders Jan Ullrich in der Tour de France durch die

öffentlich-rechtliche ARD, die mit dem Radstall einen Partnervertrag eingegangen war.

Ullrich leugnet bis heute wissentliches Doping. Diese verkrampte Omertà überschattet auch die beiden spektakulärsten Fälle in der Schweiz. Der Radweltmeister Oscar Camenzind flüchtete auf dem Velo vor dem Auto des Dopingkontrolleurs bis auf den Klausenpass – er wurde überführt, aber den Epo-Lieferanten gab er nicht preis und arbeitete danach wieder als Pöstler in Gersau. Die Triathlon-Olympiasiegerin Brigitte McMahon, auch sie mit Epo erwischt, verschwieg die Drahtzieher. Ein Indiz nur: Sie trennte sich von ihrem Lebenspartner und Coach.

Das Kontrollnetz wird zwar immer enger. Der italienische Geher Alex Schwazer versteckte sich

versteckt in der Wohnung seiner Freundin, der Eiskunstlaufprinzessin Carolina Kostner, die selber als Mitwisserin gesperrt wurde. Kurz vor Ablauf der vierjährigen Verbannung kamen die Kontrolleure wieder, um sieben Uhr am Neujahrmorgen, und Schwazer tappte erneut in die Falle. Die Schweizer Skikönigin Lara Gut wurde kürzlich zweimal innert zehn Stunden von Fahndern heimgesucht. Das Privatleben von Sportstars wird durch diese Überraschungstests erheblich eingeschränkt. Aber nicht das von allen.

Vorbefragte und Wiederholungstäter

Wenn der Überflieger Usain Bolt in die Startblöcke kniet, kauern neben ihm Vorbefragte und Wiederholungstäter. Die 100 Meter, diese 40 bis 43 Schritte zum Ruhm, führen auch in einen Abgrund von Täuschung und Betrug. Bolt verkörpert den naiven Glauben an den



Der endemisch verseuchte Radsport diente den andern Verbänden als Blitzableiter.

Übermensch. Seine Enttarnung als Scheinheiliger wäre der Super-GAU für die Leichtathletik und damit die Olympischen Spiele.

Renée Anne Shirley, die ehemalige Geschäftsleiterin der jamaikanischen Anti-Doping-Behörde, enthüllte vor zwei Jahren im US-Magazin *Sports Illustrated*, dass Bolt vor den Olympischen Spielen 2012 ein halbes Jahr lang nicht kontrolliert worden war. Auch seien jahrelang keine Blutproben, sondern nur Urin-Samples genommen worden, die nicht manipuliertsicher sind. Der Vorsitzende der Kommission, Doktor Herbert Elliott, beschimpfte seine ehemalige Untergebene als «Lügnerin» und «Verräterin Jamaikas». Der Doc ist allerdings in Personation sowohl der oberste Dopingbekämpfer des Landes wie auch Usain Bolts Vertrauensarzt.

Der Kampf für Chancengleichheit scheint aussichtsloser denn je. Zu viele Interessen sind mit diesem Spiel verlinkt: Politik, Militär, Ausrüstungsindustrie, Medien, Sponsoren, Verbandsapparate und, zuvorderst an der Front der Risiken und des Ruhms, der einsame Wettkämpfer. Ein unabhängiges Beobachterteam hat gerade seinen Rapport zu den Dopingtests an den Spielen in Rio vorgelegt und rügt «ernste Mängel» – euphemistische Untertreibung einer unglaublichen Pannenserie. «Viele Sportler konnten schlicht nicht gefunden werden», heisst es, an manchen Tagen sei die Hälfte der geplanten Kontrollen «nicht möglich gewesen».

Die Stimmen mehren sich, die das Niederreißen dieser heuchlerischen institutionellen Fassade verlangen und anstelle von Dopingkontrollen Gesundheitstests vorschlagen. Aber nach welchen Massstäben? Die Welt verlangt nach niedlichen Akrobatinnen und unwiderstehlichen Gladiatoren. Schon Bertolt Brecht, der ein leidenschaftlicher Boxfan war, wusste: «Der grosse Sport fängt da an, wo er längst aufgehört hat, gesund zu sein.»

Top 10

Knorr's Liste

1	Hell or High Water	★★★★★
	Regie: David Mackenzie	
2	Dirty Cops: War on Everyone	★★★★☆
	Regie: John Michael McDonagh	
3	Café Society	★★★★☆
	Regie: Woody Allen	
4	La danseuse	★★★★☆
	Regie: Stéphanie Di Giusto	
5	La fille inconnue	★★★★☆
	Regie: Jean-Pierre u. Luc Dardenne	
6	Willkommen bei den Hartmanns	★★★★☆
	Regie: Simon Verhoeven	
7	Doctor Strange	★★★★☆
	Regie: Scott Derrickson	
8	American Pastoral	★★★☆☆
	Regie: Ewan McGregor	
9	Bridget Jones's Baby	★★★☆☆
	Regie: Sharon Maguire	
10	Fantastic Beasts and ...	★★★☆☆
	Regie: David Yates	

Kinozuschauer

1 (-)	Fantastic Beasts and ... (3-D)	47 486
	Regie: David Yates	
2 (2)	Willkommen bei den Hartmanns	12 633
	Regie: Simon Verhoeven	
3 (1)	Jack Reacher: Never Go Back	11 313
	Regie: Edward Zwick	
4 (3)	Doctor Strange	8748
	Regie: Scott Derrickson	
5 (6)	Trolls (3-D)	5736
	Regie: Mike Mitchell, Walt Dohrn	
6 (4)	Bridget Jones's Baby	5535
	Regie: Sharon Maguire	
7 (5)	The Girl on the Train	5306
	Regie: Tate Taylor	
8 (-)	Pettersson und Findus 2	5132
	Regie: Ali Samadi Ahadi	
9 (9)	Café Society	3900
	Regie: Woody Allen	
10 (7)	Masterminds	3414
	Regie: Jared Hess	

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband; Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

DVD-Verkäufe

1 (-)	Independence Day: Wiederkehr (Fox)
2 (1)	Ein ganzes halbes Jahr (Warner)
3 (2)	Ice Age 5 – Kollision voraus! (Fox)
4 (3)	Central Intelligence (Universal)
5 (-)	Star Wars – Das Erwachen ... (Disney)
6 (5)	Blood Father (Impuls)
7 (-)	Kickboxer: Die Vergeltung (Ascot Elite)
8 (-)	Zoomania (Disney)
9 (6)	Warcraft: The Beginning (Universal)
10 (7)	The First Avenger – Civil War (Disney)

Quelle: Media Control



Traum vom Singen: Florence Foster Jenkins (Meryl Streep), Gatte St. Clair Bayfield (Hugh Grant).

Kino

Der irre Überwindungs-Kraftakt

Es häufen sich Filme über Aussenseiter-Karrieren. Jüngstes Beispiel ist «Florence Foster Jenkins», die Vita einer Lady, die nicht singen konnte, aber in der Carnegie Hall auftrat. Von Wolfram Knorr

Zurzeit fallen drei Filme über kuriose Karrieren auf: «La danseuse» erzählt die Vita von Loïe Fuller, die aus der amerikanischen Hinterwelt entgegen allen Prognosen zur umjubelten Belle-Epoque-Tänzerin wurde, und «Florence Foster Jenkins» schildert die letzten Jahre der miserablen Sängerin, die eine unglaubliche Karriere hinlegte. Das dritte Beispiel, zurzeit auf Netflix, ist pure Fiktion. «Designated Survivor» heisst die Serie, in der Kiefer Sutherland das Gegenteil von Jack Bauer, seiner Rolle in «24», verkörpert. Nach einem furchtbaren Attentat, das die ganze Regierung ausradierte, muss Tom Kirkman (Sutherland), Minister für Wohnungsbau, Knall auf Fall die Geschicke des Landes leiten. Der bisher farblose Minister hat es nicht mit Terroristen zu tun, sondern mit dem eigenen Establishment. Drei Filme mit einer Affinität zu Trumps Aussenseiter-Aufstieg, die wieder einmal beweisen, dass das Medium die beste Radarantenne für Zeitströmungen ist. Klar ist das Zufall, aber ein kurioser schon.

Aber bleiben wir bei Florence Foster Jenkins, einer kräftig schillernden Persönlichkeit. 1868 in Pennsylvania als Tochter eines Bankiers geboren, von Musik besessen wie von einer Droge. Sie galt als Wunderkind am Klavier und durfte trotzdem nie Musik studieren. Ihre Karriere nahm ein jähes Ende, als ihr erster Ehemann sie mit Syphilis ansteckte, was ihr Gehör lebenslang

schädigte. Erst nach dem Tod ihres Vaters erbe sie sein riesiges Vermögen, und endlich konnte sie ihren alten Traum wieder aufnehmen: zu singen. Grosse Opernarien. In der Carnegie Hall. Ihr zweiter Gatte, der Brite St. Clair Bayfield, der sie auch managte und eisern zu ihr hielt, ihr nie die Wahrheit über ihre Stimme sagte, machte alles, um ihr den Triumph zu ermöglichen. Die Jüngste war sie da schon nicht mehr.

Der Brite Stephen Frears («The Queen») hat nun die letzten Jahre der bizarren Diva mit Meryl Streep und Hugh Grant als Bayfield zum psychologischen Kammerspiel und zur sanft perfiden Komödie über die verlogenen Gockel des Musikbetriebs gemacht. Nicht die exzentrische New Yorker Dame, die nicht singen konnte, wird beissendem Spott ausgesetzt, sondern die Stars der Branche, die Florence Jenkins ihres Geldes wegen servil umkreisen wie Motten das Licht. Nur gegen ein enormes Honorar ist der Opern-Musikdirektor bereit, die Gesangkünste von Florence überschwänglich zu loben. Eine Teilnahme an ihrem Konzert lehnt er natürlich ab. Man hat ja ein Image. Auch der Pfau Toscanini entblödet sich nicht, sie um Geld anzusabbern, aber um ihre Auftritte einen Riesenbogen zu machen. Szenen, die mit ätzender Eleganz das mondäne Plüsch- und Pleureusen-Ambiente zum Perlen bringen. Die gesanglich unbegabte Florence ent-

hüllt in ihrer Hartnäckigkeit das Wesen der Oper als Kraftakt der Überwindung menschlicher Unzulänglichkeiten. Autor Nicholas Martin legt ihr folglich den Ausspruch in den Mund, der auch ihren Grabstein schmückt: «Die Leute können vielleicht behaupten, dass ich nicht singen kann, aber niemand kann behaupten, dass ich nicht gesungen hätte.»

Meryl Streep gibt ihr mit dauerquietschiger Seligkeit einen tragischen Glanz, Simon Helberg (bekannt aus der Sitcom «The Big Bang Theory») als ihr Klavierbegleiter Cosmé McMoon grimassiert sich wie ein Unterwerfungs-Zausel durch den musikalischen Irrsinn, und Hugh Grant, der seine Geliebte (Rebecca Ferguson) besucht, wenn die Gattin sich zur Ruhe legt, ist in makelloser Haltung und picobello Schale der Arbitrator Eleganz, bei dem man nie weiss, ob auch er nur des Geldes wegen Florence nie im Stich lässt. Auf einem schmalen Grat zwischen Takt und Tücke liefert er seine reifste Leistung. ★★★★★

Weitere Premieren

Sette Giorni — Auf der wunderschönen sizilianischen Insel Levanzo bereiten Chiara (Alessia Barela) und Ivan (Bruno Todeschini) eine Hochzeit für Freunde vor. Bald glaubt Ivan, sich mit Chiara eine siebentägige Affäre leisten zu können. Rolando Collas («Giochi



Hochgradig sinnlich: «Sette Giorni».

Fragen Sie Knorr

Unvergessen bleibt Bryan Cranston als Drogendealer Walter White aus «Breaking Bad». Im neuen Film «The Infiltrator» spielt er einen Undercoveragenten. Wieso kommt der Streifen hier nicht ins Kino?

W. S., Schmerikon

Gute Frage, aber die liesse sich noch bei vielen anderen Filmen ebenfalls stellen. Es gibt eine Menge Gründe. Mal sind die finanziellen Forderungen zu hoch, mal sind's die Einspielergebnisse, die die Verleiher abschrecken, mal alle Gründe zusammen und vielleicht auch



d'estate») charmant erzählte Miniatur ist hochgradig sinnlich, mit delikatem Lokalkolorit. Chic rustikal, man möchte sofort hin. Da wirkt die Story ein wenig wie ein blosser Vorwand für die Insel-Feier. ★★★☆☆



Heroik: «Deepwater Horizon».

Deepwater Horizon — Vor sechs Jahren kam es im Golf von Mexiko zu einer gigantischen Umweltkatastrophe durch die Ölplattform Deepwater Horizon. Klar, dass Hollywood danach greifen musste, um Heroik zu demonstrieren. Inspiriert von der *New York Times* («Deepwater Horizon's Final Hours»), wuchert Peter Berg («Hancock») ein Gewalts-Trumm auf die Leinwand. Mark Wahlberg, Kurt Russell und Co. zeigen, was sie draufhaben. Handwerklich perfekt. ★★★☆☆

A Good Wife — Ein Geschwür plagt nicht nur Hausfrau Milena (Mirjana Karanovic), die ein Leben lang klaglos funktionierte, sondern auch die Gesellschaft, in der sie sich bewegt. Nach der erschütternden Diagnose, an Brustkrebs erkrankt zu sein, findet die Gattin und Mutter ein Video, das ein Kriegsverbrechen ihres Ehemanns belegt. Mirjana Karanovic zeigt sich in ihrer ersten Regiearbeit als grosses Talent. Ein glänzendes Debüt über eine serbische Gesellschaft, die alles unter den Teppich kehren will – wie die bestens funktionierende Hausfrau Milena. ★★★☆☆

mal einfach kein Interesse. Allerdings ist es bei «The Infiltrator» schon seltsam, weil hier eigentlich alle Register des Actionfilms gezogen werden und er stellenweise an Michael Manns stilbildende Serie «Miami Vice» erinnert und Bryan Cranston, der sich hier zwischen alle Stühle und gekonnt in die Nesseln setzt, schon ziemlich aufregend ist. Aber gemacht: Es wird den Film auf jeden Fall bald auf DVD geben.

Wolfram Knorr

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

Fragen an: knorr@weltwoche.ch
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Fernsehkritik

Hart und unfair

Von Alex Reichmuth

Welch ein Durcheinander! «Kapitalismus oder Klassenkampf?» lautete der Titel der letzten «Arena» auf SRF. Es handelte sich um eine Art Seminar zur Befindlichkeit der linken Seele, die nach der Trump-Wahl arg verletzt ist. Doch das Setting der Sendung wäre nicht uninteressant gewesen. Aber den Teilnehmern fehlte es schlicht an der guten Kinderstube.

Zum einen betonierte SP-Chef Christian Levrat weite Teile der Debatte kraft seiner voluminösen Stimme einfach zu. Einer Dampfwalze gleich überfuhr er auch alle Stoppsignale der Moderation. Dagegen war



Bester Moment: Rapper Vercetti.

Petra Gössi als einzige Frau in der Runde schon aus rein physischen Gründen chancenlos. Stattdessen fiel die FDP-Präsidentin mit einem Dauergemurmel auf, das jeden Klassenlehrer zur Weissglut treiben würde. Niklaus Scherr mit seinem spitzen Basler Dialekt wiederum fuhr seinen Kontrahenten regelmässig unflätig ins Wort. Der Altlinke stoppte seinen Redeschwall selbst dann nicht, als der als Experte geladene Rudolf Strahm (SP) von seinem Einspruchsrecht Gebrauch machen wollte. Mit zunehmender Sendungsdauer warf auch der neoliberale Wirtschaftspräsident Franz Jaeger jeden verbliebenen Anstand über Bord. Moderator Jonas Projer konnte den wie üblich mit Furor auftretenden Jaeger erst stoppen, als er sich demonstrativ zwischen diesen und die Kamera stellte. Zeitweiliges Gelächter unter den Diskutanten zeigte, dass diese das erzeugte Tohuwabohu durchaus lustig fanden. Die Zuschauer hatten wohl weniger Gefallen daran.

So gesehen war der beste Moment der Sendung, als der Berner Mundart-Rapper Tommy Vercetti seinen Sozialismus-Song vortragen durfte. Wenigstens während dieser 45 Sekunden redete keiner rein.

Freude und Heiterkeit

Zu viele Kultur-Optionen oder zu wenig Musiktradition der Zürcher? Jonathan-Swift-Preis für Wolf Haas. *Von Hildegard Schwaninger*



Russische Urgewalt: Stardirigent Valery Gergiev.

Man wundert sich immer, dass in Zürich Weltklasse-Konzerte oft nicht ausverkauft sind. Konzerte, für die man in Wien oder New York stundenlang Schlange stehen müsste, sind in Zürich häufig nur mittelprächtigt besetzt. Die Migros-Kulturprozent-Classics ermöglichten ein Konzert mit **Valery Gergiev**, dem russischen Superstar-Dirigenten, und dem Mariinsky-Orchester in der Tonhalle. Dass der Konzertsaal nicht restlos ausverkauft war (etwa ein Fünftel der Plätze blieb leer), hat irritiert. Als im Frühjahr **Franz Welser-Möst**, auch er Weltklasse-Dirigent, **Olivier Messiaen** und die «Alpensinfonie» von **Richard Strauss** dirigierte, war die Tonhalle nur halb voll, dabei war Welser-Möst – dreizehn Jahre lang als Chefdirigent am Opernhaus – hier einst Publikumsliebbling. Auch Opern-Weltstar **Anja Harteros** sang



In der Tonhalle: Sängerin Harteros.

(in der Tonhalle) Orchesterlieder von Richard Strauss vor halbleeren Rängen. Haben die Zürcher zu viele Kultur-Optionen oder zu wenig Musiktradition?

Valery Gergiev, der als einer der aufregendsten Dirigenten der Welt gilt, ist eine russische Urgewalt, das Mariinsky-Orchester aus St. Petersburg für viele Russen ein Nationalheiligtum. So tanzten in der Tonhalle viele hübsche Russinnen in ihren Stiefeln an, um ihr Orchester zu hören, ihren Dirigenten zu sehen. Eine wohltuende Auffrischung des Publikums.

Erst wurde ein Schweizer Komponist vorgestellt, der von den Migros-Kulturprozent-Classics gefördert wird: **Dieter Ammann** aus Aarau und sein 2010 geschaffenes Stück «Turn». Der Applaus war – wie meist bei moderner Musik – etwas schwach. Dann kam das Konzert für Violine und Orchester Nr. 1 von **Dmitri Schostakowitsch** (viel Applaus für den griechischen Geiger **Leonidas Kavakos**), dann «Bilder einer Ausstellung» von **Modest Mussorgski**, das russische Parodiestück. Die Russen sind grosszügig, und so gab Gergiev eine äusserst generöse Zugabe: «Prélude à l'après-midi d'un faune» von **Claude Debussy**. Jubel bei den Russinnen. Das Mariinsky-Orchester wurde nach dem Konzert mit Bussen nach Genf gefahren, zum nächsten Konzert. Gergiev, der dem Mariinsky-Orchester seit über zwanzig Jahren als Dirigent vorsteht und der auch das London Symphony Orchestra lei-

tet, ist ausserdem seit einem Jahr Chefdirigent der Münchner Philharmoniker, er hat eine Ehefrau, die 27 Jahre jünger ist als er; mit ihr hat er drei Kinder.

Die Werner-Dessauer-Stiftung vergibt jährlich den Jonathan-Swift-Preis. Dieser – benannt nach dem angloirischen Autor von «Gullivers Reisen» (1667–1745) – zeichnet einen Schriftsteller aus, «der Freude und Heiterkeit in unser Dasein bringt». Jetzt wurde der mit 20 000 Franken dotierte Preis dem österreichischen Schriftsteller Wolf Haas verliehen («Brenner»-Kriminalromane). Wolf Haas hat einen neuen Sprachduktus erfunden. Er schreibt seine Romane in einer Art Dialog mit dem Leser. Er bezieht den Leser ein, den er in humoriger Umgangssprache darauf aufmerksam macht, was so passiert. Gleichzeitig amputiert er Sätze, ab und zu lässt er Verben weg. Die Korrektoren dachten anfangs, der Autor sei in der Grammatik nicht sattelfest; dass er promovierter Linguist ist, gab ihm dann allerdings einen neuen Status.

Zur Ehrung im Literaturhaus an der Limmat kam eine bunte Mischung aus bekennenden Wolf-Haas-Fans wie Regierungsrat **Mario Fehr** oder Schauspielhaus-Verwaltungsrätin **Brida von Castelberg**, und solchen, die noch nie etwas von Wolf Haas gelesen hatten, aber zum Kreis von Gastgeberin **Lotti Höner Dessauer** gehören. Wie Fotografie-Sammler **Kaspar Fleischmann** und Tierschützerin **Katharina Büttiker**.



Neuer Status: Schriftsteller Haas.

Die deckten sich dann bei **Cornelia Schweizer** und **Heidi Häusler** (Buchhandlung am Hottingerplatz), die im Literaturhaus ihren Büchertisch hatten, mit Wolf-Haas-Werken ein: «Auferstehung der Toten», «Das Wetter vor 15 Jahren», «Silentium», «Brennerova» et cetera.

Die Bücher gingen weg wie die sprichwörtlichen warmen Semmeln. Alle wollten ein Autogramm von Wolf Haas. Er beeindruckte als gutaussehender Mann mit Klasse. Scheu, gut erzogen, witzig. Nach der Laudatio dankte er. Zitat: «Das Peinlichste ist, dass ich hier Zitate von mir hörte, an die ich mich nicht mehr erinnere, dass ich sie geschrieben habe – und dass ich darüber lachen muss.»

Im Internet

www.schwaningerpost.com

Willkommen zu Hause

Die Layouterin Silvia Ramsay, 40, und der Lehrer und DJ Philip Schmassmann, 41, haben kürzlich geheiratet. Die Freude aneinander ist seit sieben Jahren gross. Teil 1.



«Starke Vertrautheit»: Brautpaar Ramsay Schmassmann.

Silvia: Ich habe Philip das erste Mal vor zwanzig Jahren bei einem Live-Act mit einer Monomachine und anderen faszinierenden Geräten gehört und später immer wieder als DJ Cosili bei diversen Events gesehen. Ich war vom ersten Moment an von ihm, seiner Musik und seinem freundlichen Auftreten fasziniert und habe mich ziemlich schnell, aus gewisser Distanz, in ihn verliebt.

Philip: Erst dreizehn Jahre später merkte ich, wie sehr sie mich faszinierte, als ich sie zufällig in einer Bar traf und das Gefühl hatte, sie schon ganz lange und gut zu kennen. Nach ein paar Tagen spürte ich, dass es mehr war als nur ein unbestimmtes Gefühl. Ich fühlte mich regelrecht verliebt und wusste nicht genau wieso. Wir kannten uns ja gar noch nicht richtig, und doch war da diese unglaublich starke Vertrautheit, die ich spürte, wenn ich an sie dachte. Dann geschah es an einer Party, an der ich auflegte.

Silvia: Wir hatten uns einige Jahre nicht mehr gesehen, da wir beide zwischendurch im Ausland gelebt hatten. Dann sahen wir uns vor sieben Jahren in einer Bar und kurz darauf in einem Klub, in dem Philip die ganze Nacht auflegte. Wir haben uns den ganzen Abend nicht mehr aus den Augen verloren! Die Nacht endete so, dass wir uns hinter dem DJ-Pult küssten, bis die Platte auslief, glücklich und tief erfüllt, und wussten, dass wir uns endlich gefunden haben.

Philip: Nach einer ersten gemeinsamen Nacht in meiner damaligen Wohnung bin ich mehr

oder weniger am nächsten Tag bei Silvia eingezogen. Am Anfang wusste ich noch nicht, wie viele Kinder sie hat, und bei meinem ersten Besuch zählte ich immer wieder nach, wie viele verschiedene Mädchen ich schon in der Wohnung gesehen hatte. Beim gemeinsamen Nachtessen sah ich, dass es vier Mädchen waren.

Silvia: Ich hatte eine schwierige Kindheit und Jugend, das hat mich sehr beeinflusst. Zwischenmenschliche Beziehungen waren für mich

grosse Herausforderungen. Im Alter von fünf Monaten kam ich zu einer Pflegefamilie, in der ich aufwuchs. Meine Pflegemutter litt an Depressionen, und ich nahm sie oft nur wie einen Geist wahr, Gefühle existierten nicht wirklich. Das hat mich sehr verunsichert.

Philip: Bei mir gingen einige Beziehungen in die Brüche, weil man sich nicht die Mühe nahm, gemeinsam an sich zu arbeiten und gemeinsam schwierige Zeiten zu überstehen. Mit Silvia fand ich eine Partnerin, die nicht aufgibt und der Liebe und dem Sich-immer-wieder-neu-Verlieben eine Chance gibt.

Silvia: Liebe ist für mich ein unerklärlich tiefes Gefühl, eine Art, zu Hause zu sein oder anzukommen. Was mit Philip schön ist, sind die vielen Gemeinsamkeiten: Wir sind gerne und viel zu Hause, verbringen Zeit mit den Kindern, gehen aus oder laden unsere Freunde zum Essen ein. Wir legen oft Platten auf, schauen uns Filme an und reden viel miteinander. Wir haben einen ähnlichen Humor und Geschmack und lassen uns gegenseitig immer wieder etwas einfallen, einander zu überraschen und zu verführen. Nach sieben Jahren Beziehung freue ich mich jeden Tag, Philip wiederzusehen. Philip ist mein bester Freund, Ehemann und bester Liebhaber. Ich glaub', es gibt kein schöneres Gefühl als diese tiefe Verbundenheit.

Protokoll: Franziska K. Müller

Euro-Islam

Von Andreas Thiel —
Imam-Ausbildung in der Schweiz.

Thiel: Sind Sie Dr. Hansjörg Schmid, Projektleiter des Schweizerischen Zentrums für Islam und Gesellschaft der Uni Freiburg?

Schmid: Ja.

Thiel: Dann möchte ich mich für eines der Stipendien bewerben, welche Sie für das Doktoratsprogramm «Islam und Gesellschaft» ausgeschrieben haben.

Schmid: Verfügen Sie über einen Masterabschluss in einem geistes-, sozial- oder rechtswissenschaftlichen Fach?

Thiel: Nein.

Schmid: Ohne Studienabschluss verfügen Sie nicht über die fachliche Eignung. Wir sind ein Kompetenzzentrum für aktuelle gesellschaftliche Fragen zum Islam in der Schweiz. Unser Ziel ist es, einen Beitrag zu einem funktionierenden Zusammenleben in unserer pluralistischen Gesellschaft zu leisten, indem zentrale Fragen des muslimisch-religiösen Selbstverständnisses aufgegriffen und Lösungsvorschläge für gesellschaftliche Herausforderungen erarbeitet werden.

Thiel: Aber genau dazu hätte ich einige Ideen.

Schmid: Und die wären?

Thiel: Wir müssen in der Schweiz eigene Imame ausbilden, die in den Moscheen Respekt und Toleranz predigen.

Schmid: Genau das beabsichtigen wir.

Thiel: Unsere Imame müssen in den Moscheen Gewaltlosigkeit, Nächstenliebe und Gleichberechtigung vermitteln.

Schmid: Dies ist exakt unser Ziel.

Thiel: Mit anderen Worten, die Imame müssen in den Moscheen christliche Werte verbreiten.

Schmid: Äh, ja.

Thiel: Das Ziel Ihres Zentrums ist es demnach, Imame dazu zu bringen, das Christentum zu predigen.

Schmid: Äh, nein, das natürlich nicht.

Thiel: Nein?

Schmid: Nein.

Thiel: Keine christlichen Werte?

Schmid: Tut mir leid, das geht nicht in den Moscheen.

Thiel: Dann entschuldigen Sie bitte die Störung.

Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.



Little big wine

Von Peter Rüedi



Wieder einmal die alte Einkaufs-Faustregel: grosse Jahre, kleine Weine – kleine Jahre, grosse Weine. Ich geb's ja zu, ganz immer halte ich mich selbst nicht an die Faustregel. Sie hat den Nachteil, dass man die absoluten Spitzen verpasst, und die sollten nun mal nicht allein den Snobs und Etikettentrinkern vorbehalten bleiben, die braucht ab und an auch der Normaltrinker, ganz einfach, damit er Masstab und Verhältnismässigkeit nicht verliert. Aber davon abgesehen: Wer gute Weine für den täglichen Gebrauch sucht und diese als selbstverständliche alltägliche Begleiter betrachtet und nicht als Luxusartikel, der ist gut beraten, sich an die Binsenwahrheit zu halten. Hier ein solcher Fall, die *Revue du vin de France* hat ihn mit dem Superlativ «réussite exceptionnelle» ausgezeichnet, und das will schon was heissen, ist doch das Fachblatt nicht immer frei von einem berufsbedingten Snobismus (falls es so was gibt, will sagen: Haben die Verkoster die Muster nicht aus dem eigenen Sack zu bezahlen, vergessen sie gern einmal die Relation zwischen Qualität und Preis). Ich meine einen Bordeaux supérieur namens Château Fleur Haut Gausens, und zwar den Jahrgang 2010, den Gazzar für Fr. 14.05 anbietet, und ich schwöre beim Grab meiner geliebten Grossmutter (die so was allerdings auch zum halben Preis niemals getrunken hätte): Dies ist ein vollwertiger Bordeaux aus 85 Prozent Merlot, 5 Prozent Cabernet Sauvignon, ebenso viel Cabernet Franc und 5 Prozent Malbec, auf welcher letztere zwei Sorten der Besitzer Hervé Lhuillier künftig den Akzent legt beim weiteren Ausbau seiner 30 Hektaren in der Gemeinde Vêrac (am rechten Ufer der Dordogne, rund 15 Kilometer nordwestlich von Libourne). Allen anderen mag der Hinweis reichen, dass sie für nicht einmal fünfzehn Franken einen Wein mit ein- und ausdrucksvoller Nase erhalten (Brombeeren, Kirschen), mit klug eingesetztem Holz, überhaupt feinen Tanninen (für 2010 keine Selbstverständlichkeit), feinem Abgang. Trotzdem: Zweistündiges Dekantieren ist ratsam.

Château Fleur Haut Gausens Bordeaux supérieur 2010. 14,5%. Gazzar, Ecublens. Fr. 14.05. www.gazzar.ch

Essen in Paris (IV)

Yannick Alléno gehört zu den einflussreichsten französischen Küchenchefs zurzeit. Sein Thema: Saucen. Von David Schnapp

Die Sauce ist das Verb der französischen Küche», sagt Yannick Alléno, steht auf und kommt mit einem Büchlein an den Tisch zurück, das den Titel «Saucen» trägt. Das ist sein Thema, er hat viel darüber nachgedacht



Ungewöhnliche Geschmacksintensität: «Alléno».

und geschrieben. Im Zuge der Übernahme vieler grosser Pariser Hotels durch britische Investoren in den 1980er Jahren sei der Posten des Sauciers eingespart worden, die Sauce habe in der französischen Küche an Stellenwert eingebüsst, so Allénos historische Erklärung.

Der 47-jährige Koch hingegen hat die Sauce ins Zentrum seiner Arbeit gestellt, seine Gerichte basieren darauf und werden darum herum aufgebaut. In Hunderten von Versuchen hat Alléno eine Technik entwickelt, die zudem für ungewöhnliche Geschmacksintensität sorgt. Die Elemente einer Sauce wie Gemüse und Fleisch werden separat, unterschiedlich lang und bei unterschiedlichen Temperaturen gegart. Statt durch klassische Reduktion auf dem Herd, die oft zu Fehl aromen wie überintensivierter Salzigkeit oder klebriger Süsse führt, werden Allénos Saucen durch Kälte extrahiert. Die gefrorene Flüssigkeit taut langsam auf, dabei tropft zuerst das mineralhaltige Aromenkonzentrat mit tieferem Gefrierpunkt heraus, während das Wasser zurückgehalten wird.

Intensität und Harmonie

So weit die Theorie, die Praxis sieht so aus: Im leicht patiniert wirkenden «Alléno Paris» im Pavillon Ledoyen an den Champs-Élysées, mit dem Petit und dem Grand Palais in unmittelbarer Nachbarschaft, werden fast schlicht wirkende Gerichte aufgetragen, die schrittweise ihre Komplexität offenbaren. Wie eine Art Millefeuille aus perfekt reifer Avocado mit Kokosöl und in fermentiertem Karottensaft gegartem Sellerie, der leicht knackig ist und ein erstaunliches, vielschichtiges Aroma entfaltet. Oder eine kurz in Salzwasser gekochte *langoustine*, die mit einem Krustentierschaum von angenehmer Intensität und fein austarierter Zitronensäure kombiniert wird.

Allénos Technik bedeutet auch eine gedankliche Umstellung für den Gast, der sich an die Formel «Konzentration durch Reduktion» gewöhnt hat, die Geschmäcke bewirkt, die oft subtil sind wie ein Faustschlag. Die reichhaltige, vielschichtige Sauce mit Entenleber und Oliven zur in der Zuckerkruste gebackenen *canette* ist dagegen von perfekt austarierter Harmonie – ein typischer Alléno.

Alléno Paris – Pavillon Ledoyen, 1, avenue Dutuit, Paris
Tel. +33 1 53 05 10 00. Samstags und sonntags geschlossen.
Ausführliche Besprechung des Menüs auf www.dasfilet.ch



Auto

Es darf etwas weniger sein

Ein kleiner Motor muss nicht das Ende der Fahrfreude sein, wie der BMW X1 mit Vierzylinder-Turbodiesel beweist. *Von David Schnapp*

Der geschätzte Leser Herr C. hat sich beschwert, auf dieser Seite würden zu oft Fahrzeuge mit teurer Zusatzausrüstung und überpotenten Motoren besprochen. Das ist nicht falsch, hat aber Gründe: Erstens werden in der Schweiz viele Autos mit teurer Zusatzausrüstung verkauft. Basisausstattungen werden selten gewählt, was sich leicht überprüfen lässt, wenn man Autos auf Occasionsportalen wie Autoscout 24 oder Car 4 You vergleicht.

BMW X1 xDrive 18d

Leistung: 150 PS/110 kW,
Hubraum: 1995 ccm
Höchstgeschwindigkeit: 218 km/h
Preis: Fr. 42 300.–, Testauto: Fr. 59 850.–



Weil der Leser aber immer recht hat, habe ich mir den populären BMW X1 mit dem kleinsten verfügbaren Turbodieselmotor besorgt. Er leistet maximal 150 PS bei 4000 Umdrehungen oder 330 Nm schon bei 1750 Umdrehungen, was sich nie anfühlt, als würde es einem irgendwie an Kraft fehlen. Es gäbe den X1 auch noch mit Dreizylinder-Turbobenziner mit 136 PS und 220 Nm, aber diese Motorisierung kommt mit einem Frontantrieb, was auf dem Schweizer Markt eher unerheblich ist.

Mein X1 18d fuhr ausserdem mit einem Sechsgang-Schaltgetriebe vor. Das ist in Ordnung, wenn es darum geht, Geld zu sparen. Aus Komfortgründen würde ich aber die rund 2500 Franken teurere Automatik empfehlen. Das Kuppelungspedal macht einen ziemlich langen Weg, seine Betätigung fühlt sich an, als beschäftige man sich im Fitnesscenter gerade mit der Muskulatur im linken Bein.

Es gibt einige Hinweise darauf, dass die Dieselmotoren von BMW zu den besten ihrer Art gehören. Im Zuge der Abgasaffäre in Deutsch-

land waren die Aggregate aus Bayern die einzigen, die bei einer Überprüfung in die Gruppe eins der unbelasteten Fahrzeuge es schafften. Zwar ist auch der Ausstoss der BMW-Diesel höher als erwartet, aber die Aggregate sind aufwendiger (und teurer) konstruiert und schneiden deshalb besser ab. In meinem Test des BMW X1 18d mit Allradantrieb und 1605 Kilogramm Leergewicht ergab sich bei tendenziell tiefen Temperaturen ein Durchschnittsverbrauch von 6,5 Liter Diesel/100 km, während der EU-Normverbrauch mit 4,7 bis 4,9 Litern angegeben wird.

Mehr fürs Fahrwerk

Der X1 ist ein angenehmes Auto im Premium-Kompaktsegment mit leicht erhöhter Sitzposition, aber überschaubaren Aussenmassen, womit er auch beim Rangieren in der Stadt nicht unangenehm wird. Wer beim Motor bescheiden ist, kann anderswo mehr ausgeben. Zum Beispiel für das Fahrwerk, das für zusätzlich 640 Franken die Funktion «Dynamische Dämpfercontrol» bietet und nach Wunsch die komfortable oder die dynamische Seite des Autos stärker betont. Inbegriffen sind sowieso eine tadellose Verarbeitung, ergonomische Übersichtlichkeit sowie ausreichend Platz auf beiden Reihen.

Fazit: Das Sparprogramm bei der Motorisierung geht beim X1 nicht auf Kosten der Fahrfreude. Wer sie aber steigern will, muss zusätzliche Investitionen tätigen.



«Welt immer rosarot»: Innenarchitektin und Gestalterin Degen.

MvH trifft

Iria Degen

Von Mark van Huissing — Was man von der Unternehmerin lernen kann – nicht bloss über Innenarchitektur.

Dein Stil ist aufgeräumt, reduziert, *understated*. Also so etwas wie der Gegenwurf zu vielem, was man sonst so sieht. Ist unsere Umwelt – die oft unaufgeräumt, überladen und laut ist – eine Beleidigung deines Geschmacks?» – «Nein, überhaupt nicht. Man beobachtet, was andere [Innenarchitekten, Designer etc.] machen und was in der Welt vorhanden ist. Aber man setzt das nicht in Relation zu sich; ich habe nicht das Gefühl, ich müsste das, was mir nicht gefällt, verbessern. Im Gegenteil, Vielfalt finde ich etwas Schönes. Ich find's gut, wenn etwas in sich stimmt. Ob das mein Stil ist oder nicht, ist mir eigentlich egal. Wichtig ist, dass man sieht: Da hat sich jemand Gedanken gemacht.» – «Du bist grosszügig, ich denke oft: «Das müsste man renovieren, dieses aufräumen und jenes wegwerfen...»» – «Damit geh' ich locker um. Ich denke, ich hab ein Talent, Gutes, qualitativ Wertiges zu erkennen – und das andere kann ich sehr einfach

ausblenden.» – «Das macht glücklich, denke ich.» – «Ja, es ist ein Glücksgefühl. Aber Glück findet man in sich, dazu braucht es keine anderen. Wenn man das erkennt, ist die Welt immer rosarot und das Glas immer halbvoll.»

«Iria Degen beschäftigt ein Team von zehn bis vierzehn Innenarchitekten, Architekten und Designern, die international sowohl private als auch öffentliche Projekte bearbeiten», steht in ihrem Profil bei Swiss-Architects, einem Online-Branchenverzeichnis. Sie ist etwa verantwortlich für die Gestaltung des Restaurants «Metropol» oder der Klinik Hirslanden in Zürich, des Hotels «Pullman Basel Europe» oder der Novartis-Geschäftsbüros in Basel, des Thermalbads Zurzach oder der Zimmerli-Ladengeschäfte weltweit. Vor einiger Zeit beschrieb sie ihren Stil auf ihrer Website als «puristisch und dennoch sinnlich» – das trifft es, finde ich. Vor einigen Jahren habe ich sie und ihre Arbeit in der Stil-Beilage der

Weltwoche als Beispiel für Zurückhaltung beschrieben; sie und ich sind bekannt miteinander. Ihr Unternehmen befindet sich in Zürich, ausserdem hatte sie bis vor einigen Jahren ein Büro in Paris, wo sie zehn Jahre lebte und ihre Laufbahn bei der Innenarchitektin André Putman begann (sie studierte zuvor Jus in Zürich). Vor kurzem hat sie mit einer Geschäftspartnerin den Webshop Theroomers.com gegründet, es werden zum Teil von ihr entworfene Accessoires und Objekte angeboten. Iria Degen hat zwei Kinder und lebt in Zürich.

«Was machst du, wenn dich jemand beauftragt, sein Haus neu zu gestalten, und du dem Kunden sagen möchtest, dass du alles, was er im Augenblick hat, rauswerfen oder ersetzen müsstest, damit das Ergebnis deiner Vorstellung entspricht?» – «Was Kunden von mir erwarten, glaube ich, ist ein intaktes Gesamtbild. Etwas, was sie selber nicht definieren könnten, was ihnen aber gefällt, wenn sie es dann sehen. Aber das [Ergebnis] erarbeiten wir im Dialog, es ist nicht so, dass ich hingehge und sage: «So machen wir's jetzt.» Das ist nicht die Realität und wäre auch nicht nachhaltig. Es ist ein Dienstleistungsgedanke, ich mache die Innenarchitektur für jemanden, ich bin nicht die, die sich dann jeden Tag an den Räumen erfreut – oder sich darüber nervt. Drum, sogar wenn ich finden würde, man müsse alles rausreissen, würd ich's nicht direkt so sagen, jedenfalls nicht am Anfang. Das sind *soft skills*, die es braucht und die fast die Hälfte der Qualität unseres Angebots ausmachen.»

«Kann ein Trademark-Stil, wie du ihn hast, zur Belastung werden? Besteht die Gefahr, dass man sagt: «Wieder ein typisches Iria-Degen-Interior?»» – «Da liegt es auch an mir, mich weiterzuentwickeln, Trends zu verfolgen, offen zu bleiben für den gesellschaftlichen Wandel und diese Offenheit zu signalisieren. Ich finde, wir haben Kontinuität im Stil, über eine längere Zeit, aber unsere Projekte unterscheiden sich komplett voneinander. Natürlich bringe ich mich immer ein, aber das garantiert auch Zuverlässigkeit.» – «Was passiert mit der Firma Iria Degen Interiors, wenn Iria Degen, aus was für Gründen auch immer, mal nicht zur Verfügung steht?» – «Ich hab sehr viel delegiert an mein eingespieltes Team, das ist mehr eine interne Sache. Aber ich habe, auch gegen aussen, eine Supervisorin für öffentliche Projekte eingesetzt.» – «Deine Firma würde also laufen ohne dich?» – «Absolut; sicher würde ich vermisst werden, es ist ja mein Name, was auch schön ist. Und ich bin die Einzige, die nicht künden kann. Aber meine Mitarbeiter wären nicht aufgeschmissen ohne mich.»

Ihre liebsten Restaurants: La Salle, Schiffbaustrasse 4, Zürich, Tel. 044 258 70 71; Monsieur Bleu, 20, avenue de New York, Paris, Tel. +33 1 47 20 90 47

	1	2		3	4	5	6	7		8	9	10		
11				12										13
14									15				16	
17				18										
		19	20								21			
22	23					24	25		26					
27					28						29	30		31
			32	33					34	35				
36		37					38	39					40	
41										42				
43							44					45		
46										47				

--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--

Lösungswort — Krönendes Ereignis zur richtigen Zeit

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 1 Mit der Comtesse nachbarschaftlich verbunden. 8 Pardon, aber Mesdames aus der Romandie sind beschränkt. 11 Bei der Berliner Handels- und Frankfurter Bank versteht man Bahnhof. 12 Sie sei der Stolz der Schwachen. 14 Erwünschte Emotion vor dem erwarteten Ereignis. 15 Was für Briten eine Sonneneruption, ist für Militärs ein Täuschkörper. 17 Der Geliebte der Mutter: genau jener Widmer. 18 In Frankreich geht es ab sechzig los. 19 Ziemlich unbeteiligt, sagte man einst so. 21 Macht einzelne Buchtitel zu einzigartiger Sache. 22 Luft, und mit ihr ein sehr seltener Teil. 24 Die kleine Insel scheint wie aus Glas geblasen. 27 Freundschaft: für Gracián war sie eine ... zwischen zwei Menschen. 28 Frequenzbereich (Fernsehen) wie Durchgang (Anatomie). 29 Ohne sie ist die Luft duftlos. 32 Sie mündet in die Seine, er in den Murray River. 34 Gerade auch Begeisterung charakterisiert ihn. 36 Geografisches Sandwich hinsichtlich France und Portugal. 38 Schlagen kann man dazu auch sagen. 41 Politisch gesehen ein Gliedstaat des Belgischen Bundesstaates. 42 Gebäudeteil. 43 Alt-Bundesrats verkehrte Ansicht. 44 Amerikanische Behörde mit sehr hoch gesteckten Zielen. 45 Darauf gibt's die Wende in Wasser und Wind. 46 Es ist beim Rheinfluss nicht zu überhören. 47 Ihn gilt es auszumisten.

Senkrecht — 1 Wo das erste Bistum nördlich der Alpen entstand. 2 Bei diesem Pfiff ist einer ins Leere gelaufen. 3 Machte man einst mit Menschen, später mit Strassen. 4 Aus geologischer Sicht ein bekannter Teil des helvetischen Systems. 5 Waghalsiger Teufelskerl im Film. 6 Ziemlich chaotisch geratene Brutstätte. 7 Das Rechnen mit Unbekannten ist bei ihr unerlässlich. 8 Messetrio: Igeho, Lefatec und sie. 9 Zu den armen Schluckern kann er sich wohl kaum rechnen. 10 Bei allem Ein und Aus kommt dessen Umfang heraus. 11 Aus ihr ersehen wir Statik, Materialien, Geschosse etc. 13 Grossforschungseinrichtung, Genf lässt grüssen. 16 Da kommt man beim Schauen ins Denken und Rätseln. 20 So schätzen sich brave Bürger ein. 23 Die falsche wird später gerne zum Bumerang. 25 Wanderers Weg, so dann eher bucklig. 26 Nicht komplett, aber man kann sagen: fast alles. 28 Konstruktion mit Führerhaus inklusive Überblick. 30 Sie ist etwa doppelt so lang wie der Ebro und fliesst durch Russland. 31 Ganzes, sagt der Duden schlicht dazu. 33 Unbestreitbar positiv, das aufgeladene Ding. 35 Was für uns der Franken, war er bis Ende 2014 für Litauer. 36 Paradiesisch anmutende Zeitangabe. 37 Er gibt der Handlung eine klare Struktur. 39 Bibel: Stammvater der riesenhaften Anakiter. 40 Roman Polanskis früherer Film, brrr!

©Fritz Müller - Rätselfactory AG

Lösung zum Denkanstoss Nr. 493

E	C	L	A	I	R	U	S	E	N	S	E		
K	A	R	E	L	I	O	N	A	P	A	I	R	
A	T	O	M	E	A	N	S	T	A	R	R	E	N
T	W	A	C	H	S	K	E	R	Z	E	R	E	
F	H	E	N	I	F	E	R	I	N	N	E	R	N
O			F	E	H	L	D	A	L	I	A	N	
V	E	N	T	U	R	A	S	E	R	E	N	E	
D	O	R	E	R	E	J	N	G	E	R	N		
G	U	T	E	N	B	E	R	G	E	I	N	E	
A	R	A	B	E	R	P	I	O	L	O	G	I	E
N	R	E	N	E	N	S	E	I	N	E	N		
Z	I	E	R	J	E	R	Z	E	N	E	I		

Waagrecht — 1 ECLAIR 7 SENSE 12 KAREL (Gott) 13 IONA 16 HAIR 17 ATOME 18 ANSTARREN 20 WACHSKERZE 22 RE 23 EHEN 25 ERINNERN 27 FEHL 29 DALIAN 30 VENTURANERN 31 NOTARE 32 TREBER 33 SIGI (Kurzform f. genannte Namen) 36 ERBSE 38 REINE (franz. f. Königin) 39 GANZ 40 BREI 41 ELIE (Eile) 44 OEZ (Osteuropäische Zeit)

Senkrecht — 1 EAT (engl. f. essen) 2 CROWE 3 LEMAN 4 ALEC (engl. f. Alexander) 5 RIAS (Isar) 6 UNSER 8 EHRENLEGION 9 NAR (-r) 10 SIERRA 11 ERNENNEN 12 KATE 14 ONKEL 15 ATRIDEN 19 AZNAR 21 HIER 24 HOEDUR 26 EINENGEN 27 FUENEN 28 HARE (Ha-a-re) 31 NOTARE 32 TREBER 33 SIGI (Kurzform f. genannte Namen) 36 ERBSE 38 REINE (franz. f. Königin) 39 GANZ 40 BREI 41 ELIE (Eile) 44 OEZ (Osteuropäische Zeit)

Lösungswort — SEITENLINIE

EMS
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
erfolgreich in den Geschäftsbereichen
Hochleistungspolymere
Spezialchemikalien




Breguet
Depuis 1775

Breguet, créateur.

Flyback-Chronograph Type XXI 3817

Der Chronograph Type XXI 3817 ist, wie alle seit 1954 von Breguet produzierten Type-XX-Stoppuhren, mit der legendären Flyback-Funktion ausgestattet, dem augenblicklichen Nullen und Neustart der Zähler. Er verfügt über sämtliche technischen und ästhetischen Codes einer wahren Fliegeruhr. Der Saphirglasboden offenbart alle Einzelheiten des mechanischen Uhrwerks mit seinen Siliziumkomponenten und der goldenen Schwungmasse. Wir schreiben die Geschichte fort...

